

Heilkraft der Sprache und Kulturarbeit

Internetzeitschrift für Poesie- & Bibliothherapie,
Kreatives Schreiben, Schreibwerkstätten, Biographiearbeit,
Kreativitätstherapien, Kulturprojekte

Begründet 2015 von *Ilse Orth* und *Hilarion Petzold* und
herausgegeben mit *Elisabeth Klempnauer*, *Brigitte Leiser* und *Chae Yonsuk*

für das

„Deutsche Institut für Poesietherapie, Bibliothherapie, Sprachkultur
und literarische Werkstätten“

an der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Naturtherapien
und Kreativitätsförderung“ (EAG) in Verbindung mit der
„Deutschsprachigen Gesellschaft für Poesie- und Bibliothherapie“ (DGPB)

Thematische Felder:

Poesietherapie – Poesie – Poetologie

Bibliothherapie – Literatur

Kreatives Schreiben – Schreibwerkstätten

Biographiearbeit – Narratologie

Narrative Psychotherapie – Kulturarbeit

Intermethodische und Intermediale Arbeit

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper, Hückeswagen
Heilkraft Sprache ISSN 2511-2767

Ausgabe 04/2018

Zeit, Zeitqualitäten, Identitätsarbeit und
biographische Narration – Chronosophische Überlegungen

Hilarion G. Petzold (1991o) *

* Aus der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Naturtherapien und Kreativitätsförderung“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung, Hückeswagen (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper. Mail: forschung@integrativ.eag-fpi.de, oder: info@eag-fpi.de, Information: <http://www.eag-fpi.com>). Diese Arbeit hat die Sigle 1991o und ist erschienen in: *Petzold, H.G.* (1991a) Integrative Therapie, Ausgewählte Werke Bd. II, 1: Klinische Philosophie. Paderborn: Junfermann, S. 333-395; sowie in *Petzold, H.G.* (2003a): Integrative Therapie. 3 Bde. Paderborn: Junfermann, überarb. und ergänzte Neuauflage von 1991a/1992a/1993a. S. 299 – 340.

1. Zeit und Zeitlichkeit

Die Themen Zeit und Zeitlichkeit haben mich stets fasziniert. Die Reisen durch die Vergangenheit und in die Zukunft haben meine Lektüre in meiner Kindheit und Jugend bestimmt, und noch heute springen mich Titel wie „Die Entdeckung der Langsamkeit“ (*Nadolny*) oder „Die Befristeten“ (*Canetti*) an, noch immer bin ich „auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ (*Proust*), wenn ich nicht gerade „ganz entspannt im Hier-und-Jetzt“ (*Elten* 1981) von der Zukunft träume – apokalyptisch (*Couper* 1972), voller Schrecken (*Bradbury* 1981) oder voller Hoffnung (*Bloch* 1959). Meine erste Veröffentlichung (*Petzold* 1958) befaßte sich mit Zeitreisen. In dieser Erzählung aus Jugendtagen finden sich schon Kerngedanken zum Zeitproblem. Meine späteren zeittheoretischen Publikationen (idem 1971j; 1979f; 1981e, k, h; 1986g; 1989d; 1990f) haben das Thema weiterverfolgt.

Zeit ist immer mit Leiblichkeit verbunden. Mein Leib ist meine Zeit. Das zeigen meine Lebensspanne wie meine erlebten Körperrhythmen – *internale Zeit*. Mein Leib ermöglicht mir auch die Erfahrung *externaler Zeit*, ja er ist an sie ausgeliefert bis zur Verinnerlichung der Zeitatmosphären (Gegenwertsgefühl, Vergangenheitsbezug, Tönung der Zukunftserwartung) und zur Verleiblichung von Zeitstrukturen (zwanghaft, rigide, offen, eng, weiträumig): meiner Familie (Vaterzeit, Mutterzeit), meiner sozialen Schicht, Gesellschaft, Kultur – *social time, governmental time* (idem 1981e). In der leiblich erfahrenen und verinnerlichten Zeit geschieht Entwicklung und Verfall – *leibhaftig*, in der *Lebensspanne* – und bildet sich ein Gefühl für die Zeitlichkeit des Lebens, der eigenen Existenz, des gemeinsamen Lebensvollzuges, ja der Geschichte aus. Zeitlichkeit umfaßt Geschichtlichkeit. Zeitbewußtsein muß sich in Geschichtsbewußtsein ausdehnen – das wird Aufgabe jeder Pädagogik und auch jeder Psychotherapie. Zeittheorie und Entwicklungstheorie sind auf diese Weise, sowohl was die persönlich-individuelle, als auch was die kollektiv-historische Dimension anbetrifft, aneinander gebunden. Lernen als „Veränderung durch Erfahrung“ steht in der Zeit und im zeitgeschichtlichen Kontext, dessen Bedeutung mit zunehmendem „Horizont“ z.B. in der Adoleszenz erfahren wird. Psychotherapie als ein Prozeß, durch den und in dem die verändernden Einflüsse der erlebten Zeit erfahren und betrachtet werden und durch den Veränderungen bewirkt werden sollen, steht in der Zeit: Erfahrungs-Zeit, die durchschritten wird, in der man bewußt den

Fluß der Ereignisse durchlebt und die Zeitstrecken, in denen das Zeitgeschehen abläuft, durchmißt.

Stellt man dies in Rechnung, wird Psychotherapie gezwungen, sich mit den Phänomenen Zeit und Zeitlichkeit, Entwicklung, Biographie und Geschichte auseinanderzusetzen – notfalls selbstkritisch, wenn sie diese Themen vernachlässigt, verkürzt oder einseitig gesehen hat. Es wird nicht nur darum gehen, sich Phänomenen der „*Chronopathologie*“ (Payk 1979) zuzuwenden – die existenzphilosophisch bzw. phänomenologisch ausgerichtete Psychiatrie hat hier Bedeutendes geleistet (z.B. Minkowski 1972; van den Berg 1955) – sondern zu einer „*Chronosophie*“, einer nachdenklichen, ja mehr noch, nachsinnenden und nachspürenden Exploration der Geheimnisse der Zeit zu finden. Die „*Sophia*“ ist indes alles andere als eine kognitivistisch verkürzte Rationalität. Weisheit ist erfahren, ein richtungsweisender Klang (mhd. *wise*, Weise, Melodie), dem man folgt. Die *sapientia* wird „geschmeckt“, „verkostet“ (lat. *sapere*). Chronosophie will die *Zeitatmosphären* erfassen, indem sie durchlebt werden in „Hochzeiten“ und „*mauvaises temps*“. Gerade für die Psychotherapie wird ein solches Konzept unverzichtbar werden, denn eine ganzheitliche und differentielle Behandlung muß zeittheoretische Konzepte integrieren, um dem Menschen in seiner *Temporalität* gerecht zu werden. Die nachstehenden Überlegungen wollen hierzu einige Aspekte aufzeigen, ohne meine anderenorts veröffentlichten Konzepte zur Zeittheorie in der Psychotherapie erneut darzulegen (auf sie sei verwiesen loc. cit. supr.) und ohne das Thema der Bedeutung übergeordneter zeitgeschichtlicher Einflüsse für die Biographie und für die Psychotherapie an dieser Stelle nochmals zu entfalten (vgl. Petzold 1989f).

2. Zeit in der Psychotherapie

Da Psychotherapie sich mit dem menschlichen Lebenslauf befaßt, mit dem Schicksal, mit Ereignissen, die „in der Zeit“ stehen, da sie auf „gute und schlechte Zeiten“ gerichtet ist, müßte sie sich dem Problem der Zeit stellen, und ihre Zurückhaltung erscheint verwunderlich.

Eine Auseinandersetzung mit dem Thema der Zeitlichkeit führt unweigerlich an die Grenzen des Lebens, an den Anfang und an das Ende, an Geburt und Tod. Aber die Psychotherapie, die am medizinischen Modell ausgerichtet ist, ist dem Leben zugewandt, der Jugend, der Kindheit, nicht dem Alter oder dem Tod. Ist das die einzige Ursache? Ist die Vermeidung oder die Abwehr des Zeit-Themas lediglich als ein Ausweichen vor dem Todesthema zu sehen? Offensichtlich jedenfalls ist, daß die expliziten und impliziten Positionen zur Zeit stark an den persönlichen Hintergrund der Therapeuten gebunden waren, die psychotherapeutische Lehrgebäude konzipierten.

So hatte Sigmund Freud, sieht man auf sein Werk, seine Korrespondenz und sein Leben, deutlich historische Interessen. Er greift zur Fundierung seiner Annahmen immer wieder auf evolutionstheoretische Überlegungen, Vorstellungen über die Frühgeschichte der Menschheit (Urhorde), auf mythologische Zusammenhänge (König Ödipus) oder religiöse (Siemenauer 1981) und religionsgeschichtliche Überlegungen (Der Mann Moses) zurück. In seiner Psychoanalyse vertritt er – wohl aufgrund von Interessen, die in seinem Elternhaus angelegt wur-

den (Niederland 1981) – den Ansatz einer „Archäologie“ des menschlichen Seelenlebens in ontogenetischer und phylogenetischer Hinsicht. Er ist auf die Vergangenheit gerichtet. Adler (1912, 226) hingegen hat sich stärker der Zukunft, den Lebenszielen des Menschen zugewandt. Der Akzent verschiebt sich von einer Analyse der historischen Bedingtheiten zu einer „Teleanalyse“ (Titze 1979) des menschlichen Lebens, ohne daß dabei das Wissen um die „Einheit der Zeit“ aus dem Blick gerät (Witte 1985). Der familiäre Kontext Adlers, der von existentiellen Nöten und Sorgen geprägt war, läßt die Zukunftsausrichtung der Individualpsychologie durchaus plausibel erscheinen. Die Formen Humanistischer Psychotherapie (Petzold 1984a), die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie von Carl Rogers, die Gestalttherapie von F.S. Perls, das Psychodrama von J.L. Moreno sind von einer Hier-und-Jetzt-Zentriertheit gekennzeichnet. Bei der Gestalttherapie indes, die insbesondere in der Praxis der Perls-Nachfolger eine „Hier-und-Jetzt-Fixiertheit“ ausbildete (Fagan, Shepherd 1970), gerät dieses Konzept derzeit ins Wanken (Polster 1984). Aufgrund zeitphilosophischer Überlegungen und zeitphysiologischer (Pöppel 1985) und zeitpsychologischer Untersuchungen (Fraisie 1964) läßt es sich in der ursprünglich vorgetragenen Form, insbesondere aber in seiner platten Umsetzung (Stevens 1979), nicht halten (Petzold 1981e). Ich habe immer vertreten, daß ein „ahistorisches“ Hier-und-Jetzt-Konzept eine unzulässige Verkürzung sei. Der gegenwärtige Augenblick ist historisch und perspektivistisch. In seiner aspektiven Gegenwärtigkeit hat er – retrospektiv und prospektiv – Horizonte (Petzold 1971j, 1981k, 1986g). Auch unter Gestalttherapeuten beginnt allmählich und zögernd ein Umdenken (vgl. Polster „Imprisoned in the Present“, 1984), ohne daß allerdings eine solide theoretische Begründung gegeben würde oder gar der Entwurf einer Zeittheorie geleistet wird. Die Zeit wird – wieder einmal – „zu kurz betrachtet“ (vgl. Petzold 1979n). Man muß indes sagen, daß Perls das Hier-und-Jetzt-Konzept und die darin implizierte Zeittheorie, nimmt man sein Gesamtoeuvre in den Blick, nicht so simplifizierend verkürzt hat wie seine Epigonen uns glauben machen (Rosenblatt 1987; Fagan, Shepherd 1971). Seine Konzeption ist zwar fragmentarisch, in mancher Hinsicht brüchig, mit dem Begriff des „continuum of awareness“ und dem Konzept des „Wachstums“ werden indes komplexe Zeitmatrizen angedeutet (wahrscheinlich ein Verweis auf Bergsons „durée“, Perls zitiert ja auch Bergsons *élan vital*), ohne daß sie jedoch ausgearbeitet würden. Die Fixierung auf das Hier-und-Jetzt im Werk von Rogers oder in den populären Statements von Perls haben für die Praxis der Humanistischen Psychotherapie, aber auch für deren Theoriebildung schwerwiegende Folgen gehabt. Goodman trägt mit seiner fragmentarischen und ahistorischen Persönlichkeitstheorie (Perls, Hefferline, Goodman 1951) zu diesen Problemen bei: das Selbst konstituiert sich nur im aktuellen Kontakt. Die Frage überdauernder Strukturen bleibt offen. Sie ist durch den Verweis auf einen „character“ (Perls) oder auf die „personality“ als Substruktur des Selbst (Goodman) nicht beantwortet.

Wenn man Persönlichkeit betrachtet, so ist diese temporal konstituiert. Sie ist immer eine „historische“ und zugleich „prospektive“. Sie hat Geschichte und Entwurf. Durch Memorationen und Antizipationen verfügt sie über Vergangenheit und Zukunft. Persönlichkeit verändert sich „in der Zeit“ – über ein Leben hin, sei es in der Entfaltung von Potentialen in Richtung wachsender körperlicher, seelischer, geistiger und sozialer Gesundheit, oder in Richtung von Krankheit und Verfall, d. h. dem Abbau von körperlichem, seelischem, geistigem und sozialem Potential. Gesundheit und Krankheit müssen (wie auch die Konzepte „Persönlichkeit“ und „Identität“) also unter temporaler Perspektive in einer Entwicklungsdynamik gesehen

werden, und das erfordert eine *entwicklungstheoretische Sicht* (dieses Buch S. 567-572). Der Mensch als gesunder und kranker kann nicht ahistorisch verstanden werden. Seine Leiblichkeit, die sich in der Zeit verändert – jede Lach- und Gramfalte und sein Gedächtnis machen dies deutlich –, seine sich wandelnden seelischen und geistigen Dimensionen sind von biographischer *Erfahrung* geprägt. Der von *Perls* so hoch gewertete Begriff „*gegenwärtiger Erfahrung*“ (*experience in the here and now*), das Konzept des Lernens (*experiential learning*), das Phänomen des Gedächtnisses erfordern zwingend eine historische (*Freud*) und eine prospektiv-entwerfende (*Adler, Sartre*) Perspektive, denn Gegenwart transformiert sich in erinnerte Vergangenheit, und Memoriation ermöglicht Antizipation. Es muß der Mensch in „der Zeit als ganzer“ gesehen werden, wie dies in den zeitphilosophischen Analysen von *Husserl* und *Merleau-Ponty* (1946) und – mit anderen Argumentationslinien – von *G.H. Mead* (1929, 1932) oder auch von *G. Picht* (1958, 1971) und *A.K.M. Müller* (1972, 1978) herausgearbeitet wurde oder wie *Viktor von Weizsäcker* (1948) mit seinem Konzept der „Zeitgestalt“ aufgewiesen hat.

All diese Aspekte wurden in der Gestalttherapie ausgeblendet, und man muß sich natürlich fragen: Warum? Genauso, wie man sich fragen muß, wie es kommt, daß über so viele Jahre in der Theoriebildung der Gestalttherapie, ja von der gesamten „Gestalt Community“ dieses gravierende Defizit und diese anthropologische und persönlichkeits-theoretische Fehlkonzipierung nicht aufgedeckt, thematisiert, revidiert wurde. Zumindest hätten die Versatzstücke der *Perls/Goodmanschen* Zeit- und Persönlichkeitstheorie ausgearbeitet werden können. Oder ist man an deren Aporien gescheitert? Stattdessen kapriziert man sich auf den anthropologisch flachen und entwicklungspsychologisch aussagelosen „Kontakt-Begriff“, der die ganze Fülle entwicklungsspezifischer Interaktionsformen (*Stern* 1985), Phänomene wie Empathie (*Katz* 1963), Intuition, Übertragung und Gegenübertragung (*Racker* 1978) nicht zu erklären vermag. Der Kontaktbegriff wurde aus der Physiologie entnommen (wohl durch *Goodmans Mead-Rezeption* – *G.H. Mead* hatte schon auf der Grundlage seiner frühen physiologischen Arbeiten ein Kontakt-Zyklus-Modell entwickelt, vgl. *Joas* 1983) – und von *Perls* in biologistischer Weise gebraucht (Amöbenmetapher: „I'm an organism. I want some food!“ *Perls* 1969). Es handelt sich wiederum um einen ahistorischen Begriff, der theoretisch unveröhnt neben dem gleichfalls im *Perlschen* Oeuvre vorfindlichen *Buberschen* Begegnungsbegriff steht. Dieser ist, trotz seiner „Kairos-Qualität“, mit Blick auf *Bubers* (vgl. 1985) Denken

* Im übrigen ist das therapeutische Schema des Kontakt-Zyklus „Vorkontakt, Hauptkontakt, Nachkontakt“ ein einfaches Homöostase-Modell, das wenig elaboriert ist. Für die damalige Zeit war es sicher fortschrittlich, aber heute ist es „*outdated*“. Moderne kybernetische, neurowissenschaftliche und molekularbiologische Modelle haben hier Differenzierteres zu bieten, wie *Perls* selbst in einem von mir im Archiv des *Moreno Institutes, Beacon*, aufgefundenen und edierten Aufsatz „Gestalttherapie und Kybernetik“ (*Perls* 1959/1980) gemerkt zu haben scheint. Er nimmt das *Goodmansche* Kontaktmodell in seinen späteren Ausführungen auch nicht mehr auf. Homöostasemodelle der „organismischen Selbstregulation“ stehen in Gefahr, die Dimension der *Entwicklung* aus dem Auge zu verlieren. Der Kontakt-Zyklus ist auf jeden Fall durch Modelle, wie wir sie aus der Motivationstheorie kennen, man denke an *Heckhausens* (1989) Motivationszyklus, oder aus der „social learning theory“ mit dem Konzept der „self efficacy“ (*Bandura* 1977) oder durch kompetenztheoretische Überlegungen (vgl. *White* 1959 und *Susan Harter's* „Mastery“-Konzept 1983) überholt worden. Eine neuere Monographie zur Gestaltpädagogik (*Buraw* 1988) rekurriert, ohne die Basisliteratur kompetenztheoretischer Konzeptbildung und Forschung (z.B. *White, Harter* u.a., vgl. *van der Steen, Vermeer* 1986) auch nur zur Kenntnis zu nehmen, auf den Kompetenzbegriff, und sie tut gut daran. *Buraw* übersieht allerdings, daß die in der bundesdeutschen Diskussion entwickelten Konzepte zur „sozialen Kompetenz“ weitaus differenzierter sind, als das Modell des Kontakt-Zyklus, dem mit seiner eingebauten Tendenz auf homöostatische Balance hin das *Diskursive, Ko-respondierende* und das *Historische* fehlt und das natürlich sich in der Analyse von Aufzeichnungen verbaler und nonverbaler *Interaktionssequenzen* so nicht finden läßt, sondern sich als lebensfernes Konstrukt erweist.

keineswegs ahistorisch zu sehen (*Waldenfels* 1971), sondern in einen chronosophischen Entwurf – den einer Heilsgeschichte – eingebettet.

Die Gestalttherapie vermeidet auch hier die Dimension der *Geschichtlichkeit*, indem sie von den Begriffen *Kontakt* oder *Begegnung* nicht zu den Begriffen der *Beziehung*, ja der *Bindung* (mit Gebundenheit, Abhängigkeit und Hörigkeit als Negativvarianten) vorstößt (*Petzold* 1986e, 1991b, dieses Buch S. 793ff). Nochmals ist die Frage zu stellen: Warum ist es zu dieser Form der Geschichtlichkeit vermeidenden Theorienbildung und ihrer Fortschreibung gekommen? Blickt man auf das Leben des „Fritz“ *Perls* (*Gaines* 1979), so liegt die Annahme nahe, daß es sich hier um einen Menschen handelte, der Vergangenheit und Zukunft abspalten mußte, der die *Dauer*, die in der *responsibility* liegt, zur *response-ability* verkürzen mußte (*Perls* 1979). Der Fuchs lehrt den „kleinen Prinzen“ hingegen, daß es in Beziehungen darum gehe, Verantwortung zu übernehmen – „ein Leben lang“ (*Saint-Exupéry* 1959). *Perls* war zweifelsohne *kontakt- und begegnungsfähig*. Er war *bindungsunfähig* – auch das ohne Zweifel – was evident wird, wenn man auf sein Leben blickt. Ob er *beziehungsfähig* war? Es ist bezweifelbar. Seine Persönlichkeit und seine tiefgreifende Persönlichkeitsstörung schlägt sich – wie könnte es anders sein – ähnlich wie bei anderen großen Protagonisten in der Psychotherapie in seiner Theorienbildung nieder.

Der vergangenheitsorientierte psychoanalytische Diskurs *Freuds*, im jüdischen Geschichtsbewußtsein gründend, und die verlorene Eschatologie des liberalen Judentums, dem *Freud* zuzuordnen ist (der Messias kommt nicht, deshalb muß man, wie *Freud*, *Reich*, *Marx* u.a. zeigen, selbst ein Heilsbringer werden) zeigen, wie stark auch die Theorienbildung der Psychoanalyse vom persönlichem Hintergrund ihrer Begründer bestimmt ist.

Man denke weiterhin an die Verleugnung des Körpers (*Moser* 1989) bei *Freud* aufgrund seiner schweren „frühen“ Depression mit der späteren Karriere von Somatisierungen und seiner lebenslangen Nikotinsucht trotz seiner Krebserkrankung in der Mundhöhle (*Schur* 1982). Die Verleugnung des Leibes – verbunden mit dem „*taboo against touching*“ (*Forer* 1969) unter dem Prätext der Abstinenzregel – erfolgte bei *Freud* weiterhin durch eine fehlende Bearbeitung seiner religiösen Sozialisation (*Bakan* 1964; *Siemenauer* 1989) in seiner Selbstanalyse, wie sich aus ihrer Dokumentation durch *Anzieu* (1972) ersehen läßt. *Freud* stand im Diskurs (*Foucault*) der strengen *jüdischen Reinheitsgebote*. Dies findet seinen Niederschlag in der Konzipierung seiner *retrospektiv* ausgerichteten entwicklungspsychologischen Phasenlehre (in der „*anal*en Phase“ findet Bedeutenderes in der kindlichen Entwicklung statt, nämlich der beginnende Spracherwerb, als daß dieser Terminus – wie weit auch immer sein metaphorischer Raum ausgedehnt wird – zu rechtfertigen wäre). Die Wertung der Frau bei *Freud*, die Darstellung ihrer psychosexuellen Entwicklung entfließt dem gleichen Traditionsstrom. Wenn es dem jüdischen Arzt verboten war, Dämonenbesessene (d. h. Geistesranke) zu berühren, was nimmt es Wunder, daß die überwiegend jüdische „psychoanalytic community“ der Gründergeneration mit ähnlichem Sozialisationshintergrund „das Gebot des Vaters“, die Abstinenzregel, fraglos übernahm.

Bei dem Gewicht der „Geschichte“ für das „Volk Israel“ im Alten Bund und bei der Last der Geschichte nach der Vertreibung (mit all ihren Traumata, Verfolgungen, Pogromen durch die Jahrhunderte) erscheint es stimmig, daß Psychoanalytiker sich auf die Aufarbeitung von Geschichte zentrierten – individueller Geschichte wohlgemerkt ... der Druck der kollektiven Geschichte wäre wohl kaum zu ertragen gewesen. Die Bearbeitung *persönlicher* Biographien, auf die die Psychoanalyse ihren Schwerpunkt legt, kann als ein Bewältigungsversuch der kollektiven Polytraumatisierungen durch eine partielle Identifikation mit dem „Aggressor Geschichte“ und als eine partielle Verleugnung des Grauens der Geschichte der Juden im Abendland verstanden werden. Aus dieser furchtbaren kollektiven Geschichte weht eine Depression

herüber, deren Hauch auch über der *Freudschen* Kulturtheorie liegt. – Aber kommen wir zurück zur Gestalttherapie: Ihre Verleugnungsstrategien haben – blickt man auf die Herkunft der *Perls*, des jüdischen Intellektuellen *Paul Goodman* oder der Gestalttherapeuten *Simkin*, *Kempler*, *Polster*, *Latner*, *Rosenthal* – einen ähnlichen Hintergrund, der noch einmal durch den Holocaust in äußerste Unerträglichkeit gesteigert worden war. In den Schriften dieser jüdischen Gestalttherapeuten findet man nichts über die kollektive Vergangenheit, weder über die entfernte noch über die rezente und kaum etwas über ihre persönliche Geschichte oder die ihrer Familie in den Jahren nach 1933. Wer will dies verdenken? Stattdessen finden wir eine Ausrichtung auf ein Hier-und-Jetzt bar jeder Geschichte. Damit wird die Gestalttherapie klassischer Prägung für Menschen attraktiv, deren Geschichte zu schlimm ist, als daß sie angeschaut werden könnte ... zumindest nicht ohne sichernde, bergende Hilfe. Sie wird anziehend für Menschen, die im Frühbereich ihres Lebens – und dann immer wieder – *Schädigungen* erleiden mußten. Diese hohe Attraktivität der Gestalttherapie für Menschen mit Persönlichkeitsstörungen, die gemeinhin mit dem unglücklichen Terminus „narzißtisch“ bezeichnet werden, macht es wohl erklärbar, daß die Verleugnung der Dimension der Geschichte durch *Perls* in der *Gestalt Community* solange unbearbeitet blieb.

Auch *Moreno* mit seinem Psychodrama ist der erlebten Gegenwart verpflichtet. Er führt das Konzept des „*here and now*“ in die Psychotherapie ein (1934, 426), formuliert eine „*philosophy of the moment*“ (1922, 1941), aber er entwickelt auch Vorstellungen über die Bedeutung von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft (1947, 1972), und mehr als das, er erfindet Techniken und Methoden im Psychodrama, um Vergangenheit und Zukunft zu explorieren, wie z.B. die „Zukunftsprojektion“ (*Petzold* 1979f). Dennoch bleibt *Moreno* mit seinem Psychodrama der Unmittelbarkeit der Improvisation verhaftet, der gleichsam zeitlosen Gegenwärtigkeit des „Momentes“, wie sie das Spiel von Kindern kennzeichnet. Im kindlichen Spiel, sowie im Stegreiftheater gründet *Moreno* (1924) sein Psychodrama (*Leutz* 1967). Ob in den Kindergruppen, die er in den Gärten Wiens zum Spielen anregte, ob in seinen therapeutischen Aktionen, immer wieder begegnen wir der spontanen, kreativen, handlungsorientierten Persönlichkeit *Morenos*, die „aus dem Moment heraus“ etwas erschafft, organisiert, gestaltet, aber auch die Vergangenheit und die Zukunft, ja das ganze Leben in den Blick nimmt (idem 1909, 1947).

Eine umfassende Sicht der Zeit finden wir bei *V. Iljine* in seiner aktiven Psychoanalyse und seinem Therapeutischen Theater. Psychotherapie steht für ihn „in der Zeit“. Sie sucht Anfang und Ende. Sie hat sich deshalb (wie es schon *Iljines* Lehranalytiker *S. Ferenczi* tat) mit Kindern und mit alten Menschen zu befassen (*Ferenczi* 1922, 1931, 1932; 1929a), mit der „ganzen Lebensspanne“. Sie nimmt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in den Blick und sucht den „*Kairos*“, den rechten Augenblick, in dem die Zeitdimensionen des Lebens integriert werden können. Auch bei *Iljine* führt die Ausrichtung am aktionalen Geschehen, am improvisierten Theaterspiel zu einer Betonung der Gegenwärtigkeit. Seine ausgedehnten historischen Studien und Werke indes und seine philosophische Auseinandersetzung mit eschatologischen Konzepten (vgl. *Petzold* 1974 II) mußten ihn über die Idee „des Handelns in der Gegenwart“ hinausführen zu einer umfassenden Zeitkonzeption. Der *Kairos* integriert die Zeitdimension, er löst sie nicht auf, wie wir dies etwa in *Freuds* interessanter Hypothese von der „Zeitlosigkeit des Unbewußten“ finden. Auch *C.G. Jung*, obgleich deutlich einem lebensgeschichtlichen

Ansatz verpflichtet, greift als synthetischer Denker über eine Archäologie-Konzeption des Psychischen hinaus. Träume sind nicht nur Ausdruck von Vergangenen, sie haben Verweilungshorizonte, wie an den „prophetischen Träumen“ alter Kulturen deutlich wird. An die Stelle einer Konzeption der „Zeitlosigkeit“ setzt er die der „Synchronizität“ (v. Franz 1980, 1981).

Die Fragmente expliziter und die Vielzahl impliziter Aussagen zum Thema Zeit würden eine sorgfältige Aufarbeitung der zeittheoretischen Ideen in den verschiedenen psychotherapeutischen Schulen erforderlich machen. Ein solches Unterfangen ist seit langem überfällig. Es wird weiterhin notwendig werden, für die Psychotherapie konsistente zeittheoretische Positionen zu erarbeiten, denn wir finden in den meisten Ansätzen nicht nur einseitige Akzentsetzungen, etwa zur Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft hin, sondern auch Ausblendungen oder gar eine Fragmentierung der Zeit, von einer interventionsorientierten Theorienbildung – und eine solche ist für die Praxis therapeutischen Handelns unumgänglich – einmal ganz zu schweigen. Nach einer kursorischen Übersicht über verschiedene psychotherapeutische Schulen, ihre zeittheoretischen Annahmen, die ich vor einigen Jahren erarbeitet habe (Petzold 1981e), läßt sich feststellen, daß praktisch alle Psychotherapierichtungen (von der Verhaltenstherapie einmal abgesehen) auf die „erlebte Zeit“ zentriert sind, die Zeit, wie sie in Memoriation und Antizipation und im Wahrnehmen des gegenwärtigen Geschehens dem Individuum erlebnisnah „präsent“ ist. Andererseits aber wird diese, den praktischen Vollzug psychotherapeutischen Handelns bestimmende „Erlebniszeit“ (*psychological time*) kontrastiert durch die sozialen Zeitkonventionen unserer modernen Industriegesellschaften, in denen Zeit eine an der physikalischen „Atomzeit“ ausgerichtete Feineinteilung des Zeitstroms ist (Minuten, Sekunden, Nanosekunden), die gesellschaftliche Handlungsabläufe reglementiert. Die „*social time*“, zu der uns der „Prozeß der Zivilisation“ (Elias 1986) in den letzten 200 Jahren geführt hat – und wir befinden uns mit Einführung der digitalisierten Zeit auf einem Kulminationspunkt dieser Entwicklung –, ist weitgehend ökonomisch bestimmt, „*economical time*“: „Zeit ist Geld“, nicht nur für den Manager, sondern auch für den Arbeiter, der die Karte in die Stechuhr gesteckt hat. Auch die Zeit der Therapeuten und Therapeutinnen ist – ökonomische Zeit: eine Therapiestunde dauert 45 Minuten und kostet € 45,- (Dohrn-van Rossum 1992, 285).

Am letztgenannten Beispiel wird ein weiteres Moment deutlich, die „Verknappung“ der Zeit. Unter ökonomischen Gesichtspunkten wird die festgesetzte „*governmental time*“ von 60 Minuten verknappt, gestaut, gerafft. Die Zeit früherer Epochen war weiträumiger ... *Prim...*, *Terz...*, *Sext...*, *Non...* Die Ökonomisierung der Zeit hat uns unter einen ungeheuren Zeitdruck gebracht, der den Rhythmen des Körpers, der „biologischen Zeit“, und den Bedürfnissen der Seele, der „psychologischen Zeit“, vielfach entgegensteht,* so daß wir durchaus von einer „entfremdeten Zeit“ bzw. einer Entfremdung von menschengerechter Zeit sprechen können (Müller 1972). Weder in der psychotherapeutischen Theorienbildung noch in der psychotherapeutischen Praxis sind diese Phänomene, die die „gestückelte Zeit“ (idem 1978) mit sich bringt und die mit dem „Warencharakter“ der Zeit verbunden sind, reflektiert worden; ja man kann bei genauerer Analyse sogar davon ausgehen, daß in der Regel die psychotherapeu-

* Vgl. hierzu Dagobert Duck in: Die Zeitschachtel, Walt Disney, „Lustiges Taschenbuch“ Nr. 160, Egmont Verlag, Wien 1991, 166-195.

tische Praxis die Strukturen entfremdeter, ökonomisierter Zeit reproduziert. Da wir aber alle wissen, daß Zeitdruck und Zeitmangel krank machen, Zeit, die den organischen Rhythmen entgegengerichtet ist (*Czerwenka-Wenkstedten* 1986), Zeit, die man füreinander nicht hat (keine Zeit für die Kinder, keine Zeit für die Liebe oder für Gespräche), Zeit, die man einseitig und unter Bedingungen der Verknappung investiert (Arbeitsdruck, Termindruck), ist eine solche Reproduktion fatal.

Es geht hier nicht nur um das Erarbeiten von „Antistressprogrammen“ in der Psychotherapie, es geht um einen bewußteren Umgang mit der Zeit und eine größere Sensibilität für das Phänomen der Zeit. Es geht darum, daß wir uns als Zeitliche begreifen, als Menschen, deren Lebensspanne mit der Zeit des Leibes gleichbedeutend ist. Wir sind Wesen, deren Leben als Prozeß, als Kette von Begegnungen, als Biographie, eine Folge von Geschichten aufzufassen ist, als Menschen, deren natürliche Rhythmen von der „Leibzeit“ (*Petzold* 1981b) geprägt sind und nicht von der Stoppuhr der „Zeitnehmer“. Das moderne Märchen „Momo“ (*Ende* 1979) hat mit den „Grauen Männern von der Zeitbank“ die Situation unseres Lebens treffend charakterisiert, und es sollte uns als Psychotherapeuten nachdenklich machen, daß nicht wir, die Menschen, die sich mit seelischen und den leibseelischen Fragestellungen befassen, diese Zusammenhänge in die Öffentlichkeit getragen haben. Die Bilder eines modernen Märchens verbleiben zu leicht in der Welt des Phantastischen und zeitigen wenig Konsequenzen für die Lebenswirklichkeit, für den Alltag. Im Bereich der Psychotherapie haben „Momo“ oder die „Unendliche Geschichte“ auf jeden Fall bislang weder theoretische Diskussion ausgelöst noch zu praktischen Konsequenzen geführt.

Der Umgang der Psychotherapeuten mit der Zeit muß als naiv bezeichnet werden. Das gilt nicht nur im Hinblick auf die unreflektierte Übernahme ökonomisierter Zeitmuster mit ihrer Entfremdungsstruktur und ihren krankmachenden Auswirkungen, dies gilt auch im Hinblick auf das Verständnis der Zeit als „*social time*“. Psychotherapeuten aller Schulen, ob in der Kinder- oder Erwachsenenpsychotherapie, gehen ganz selbstverständlich von einer Zeitmatrix aus, die durch die Dimensionen „Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft“ gekennzeichnet ist. Dies jedoch ist nicht die Zeit der Kinder, die an einer Vorher-Nachher-Matrix ausgerichtet sind, wie schon die Forschungen *Piagets* (1955) zeigen, oder wie beim Säugling und Kleinkind an einer Jetzt/Nicht-Jetzt-Matrix (*Rovee-Collier* 1987). Wir finden bei den Kindern archaische Formen der Zeit, denen wir auch in originären „primitiven“ Kulturen begegnen.

Die Zeit der 60 Minuten, der 45minütigen Therapiestunde ist auch nicht die Zeit der Liebenden, in der die Augenblicke enteilen oder sich endlos dehnen, nicht die Zeit der Leidenden, denen Momente zu Ewigkeiten werden, nicht die Zeit der Wahn-sinnigen, die Vergangenheit und Zukunft durchmischen. Auch nicht die Zeit des Borderline-Patienten, dessen frühe Schädigung dazu führt, daß in ihm archaische Zeitqualitäten „hier und jetzt“ lebendig sind. Es ist auch nicht die Zeit des Patienten in der Regression, der in einer emotional tiefgreifenden Psychodrama- oder Gestaltsitzung weit in die Vergangenheit seines Lebens hinabgetaucht ist, und es ist auch nicht die Zeit des Traumes, des Spiels, des kreativen Tuns.

In der Psychotherapie begegnen wir vielfältigen Zeitqualitäten, unterschiedlichen Erfahrungsmöglichkeiten von Zeiträumen, um die ein Wissen vorhanden sein muß, und zwar sowohl auf der Ebene klinischer Erfahrungen, als auch auf der Ebene theoretischer Reflexion,

ansonsten kommt es zu Fehleinschätzungen, falschen Bewertungen, die zu Lasten des Patienten gehen. Werden z. B. in der mit Deutung arbeitenden Kinderpsychotherapie einem Sechsjährigen – wie sich in der Literatur vielfach nachweisen läßt – Interpretationen gegeben, die eine Vergangenheits-Gegenwarts-Zukunfts-Matrix von der Deutungsintention und vom semantischen Kontext her implizieren, so kann davon ausgegangen werden, daß eine solche Interpretation das Kind nicht erreicht, genausowenig wie einen Patienten, der in der Übertragungsregression oder in einer tiefen Gestalt- oder Psychodramasitzung die emotionale Situation eines Vier- oder Fünfjährigen noch einmal durchlebt. Oder: Man wird kaum immer wieder zu spät kommenden Patienten gerecht, indem man mit Widerstandsdeutungen arbeitet, wenn im Hintergrund eine therapeutische Dynamik steht, die ein adoleszentes Aufbegehren gegen zeitliche Restriktionen geradezu notwendig macht. Und auch das häufige Phänomen, daß gegen Ende einer Therapiestunde emotional relevantes Material gebracht wird, das – und Gestalttherapeuten tun dies glücklicherweise – eine Überschreitung der Therapiezeit notwendig macht, muß eher im Hinblick auf die Reproduktion alter Muster des Umgangs mit Zeit untersucht werden, als daß man es schematisch den Vermeidungsreaktionen zuordnet.

Die Zeitauffassungen und das Zeiterleben variieren zwischen ländlicher und städtischer Bevölkerung, zwischen Angehörigen der Mittelschicht und Angehörigen benachteiligter Schichten, ja es gibt spezifische Familientraditionen im Umgang mit Zeit, spezifische „Zeitatmosphären“, die in einer Familie über Generationen weitergegeben werden. Da solche Atmosphären und Muster toxisch sein können, ist es bedeutsam, ihnen im Rahmen der Psychotherapie Aufmerksamkeit zu schenken. Restriktive Handhabung von Zeit, Zeitzwang, Zeitmangel können schwerwiegende pathogene Auswirkungen haben. Kinder, die zu früh und unter Nichtbeachtung der kindlichen Formen des Zeiterlebens auf die Zeitstrukturen der Erwachsenen verpflichtet werden, nehmen an einer solchen Zeitsozialisation Schaden. Eltern, die sich nicht in die Zeitbedürfnisse des Kindes einfinden können, Spiele, Gespräche, Kuschelszenen zur Unzeit abbrechen, die nicht verstehen, daß Kinder Zeithorizonte nicht abschätzen können, Zeitstrecken anders erleben als Erwachsene, und die deshalb mit Unverständnis oder Bestrafung reagieren, Eltern, die ihre eigenen verdinglichenden und entfremdenden Zeitrhythmen in die Zeitwelt ihrer Kinder tragen, richten Schäden an, von denen Psychotherapeuten wissen sollten, um sie zu heilen, und mehr noch, um sie nicht zu reproduzieren. Empathische Reaktionen, die, wie die tiefenpsychologische Forschung und insbesondere die Arbeiten Kohuts gezeigt haben, für die Entwicklung eines gesunden Selbst von zentraler Bedeutung sind, müssen sich auch und nicht zuletzt auf die Eigenarten des kindlichen Zeiterlebens richten. Kompetenten Eltern, die ihr eigenes inneres „Kinderland“ noch nicht vergessen und verloren haben, gelingt dies durchaus. Kompetente Therapeuten wiederum sollten in der Lage sein, auf die in der Behandlung auftauchenden Zeitwelten empathisch stimmig zu reagieren, was besonders bei Patienten mit „frühen Schädigungen“ von Bedeutung ist. Das muß in der Praxis dann auch heißen, für den Patienten die notwendige Zeit zu haben, die Zeit, die er braucht, wenn archaische Zeitwelten auftauchen.

Es können hier Situationen entstehen, die sich mit der „ökonomischen Zeit“ des 45-Minuten-Taktes analytischer Praxen nicht vertragen, mit der „social time“, die als Konvention in der „professional community“ (Petzold 1991g) der Psychotherapeuten gültig ist: Therapiestunden haben pünktlich zu beginnen und zu enden. Einer meiner Analytiker pflegte im-

mer drei Minuten vor Ende der Therapiestunde zu klopfen, und die Sitzung wurde beendet, ganz gleich, in welchen Gedanken, welcher Stimmung, welcher Angst ich gerade war – es handelte sich um einen sehr erfahrenen Psychoanalytiker mit einem bedeutenden Namen. Mir sind aber auch Gestalttherapeuten bekanntgeworden, die Sitzungen „abrundeten“ mit dem Hinweis, der Patient müsse für die Einteilung seiner Zeit „Verantwortung übernehmen“, ohne daß dabei gesehen wurde, daß es (wieder einmal) ein Zuviel und Zufrüh an Verantwortung war. In regressiven Therapiesituationen steht der Therapeut in der schwierigen Situation, Verantwortung für die Zeitstruktur zu übernehmen, ohne dabei – erneut und als Wiederholung – die archaische Zeitwelt zu zerbrechen. Natürlich gibt es die Realität einer in festen Stundenfolgen organisierten Praxis, aber es sollten „Pufferzeiten“ eingeplant sein. Außerdem bietet uns das Phänomen der „psychologischen Zeit“ nicht nur Restriktionen, sondern auch Möglichkeiten. Ein Therapeut, der sich mit „Zeitatmosphären“ befaßt hat, sie durchlebt, durchspürt hat, vermag auch Zeiträume zu erschaffen. Seine raumgebende Präsenz läßt den Patienten erleben, daß er für ihn wirklich „da“ ist, für ihn bereit, daß der Therapeut „sich Zeit nimmt“. So kann eine Viertelstunde in einem dichten therapeutischen Geschehen so intensiv erlebt werden wie eine ganze Stunde, kann ein ernstgemeintes „nimm dir Zeit“ den Patienten von Zeitdruck entlasten, mit dem er sich selbst blockiert, ohne daß der Prozeß zähflüssig wird und lang-weilig oder aber in einer Kontrastreaktion überhitzt, zerrissen, voller Unterbrüche. Verstehen, Verständnis, Intimität, Innigkeit – Kernstücke von Therapie also – entwickeln sich nicht unter dem Diktat rationierter Zeitkontingente. Sie brauchen die Dauer, in der Therapeut und Patient miteinander verweilen können.

Die gemeinsame Erfahrung, miteinander und füreinander Zeit zu haben, gehört zu den wichtigsten heilenden Faktoren im therapeutischen Prozeß. Dies sollte den Psychotherapeuten klarer bewußt sein. Es würde ihnen helfen, mit Zeitqualitäten und Zeitatmosphären angemessener und gezielter umzugehen. Der qualitative Charakter von Zeit ist neben der Berücksichtigung individueller (z. B. altersspezifischer) und kollektiver (z. B. familien- und schichtspezifischer) „Zeitperspektiven“ (Frank, Lewin) ein Moment, dem für die psychotherapeutische Handhabung von Zeit besondere Bedeutung zukommt. Böse und gute Zeiten, gesegnete Zeiten und die Wirren der Zeit, Notzeiten, bei denen es „höchste Zeit“ wird, daß bessere Zeiten kommen und die Trauerzeit vorüber ist, die Hochzeit, die Festzeit – all dies sind Begriffe und Wendungen, die den *qualitativen Charakter der Zeit* deutlich machen. Die romanischen Sprachen lassen die Verbindung zum Atmosphärischen noch deutlicher hervortreten, *mal tiempo, mauvais temps*, (schlechtes Wetter).*

Biographische Ereignisse, die einen Kernpunkt jeder tiefenpsychologisch fundierten und hermeneutisch orientierten Therapie darstellen, sind „erlebte Zeit“, sind Szenensequenzen, deren einzelne Konstellationen und deren Folge als raum-zeitliches und atmosphärisches Geschehen aufgefaßt werden müssen. Die erlebte, die gelebte Zeit ist emotional getönt, ein Gemisch von Empfindungen und Gefühlen. Menschen geben ihr durch ihre Handlungen, durch ihre Art, in der Welt zu sein, Ausdruck. Sie bewirken heiße, kalte, raue Zeiten da-

* Im Lateinischen stellt sich der etymologische Zusammenhang folgendermaßen dar: *tempus*: Abschnitt, Zeitabschnitt, Zeit. Davon ist abgeleitet *tempulum, templum* (als Dimin.): abgegrenzter Bezirk, Tempel; *temperare*: einer Sache ein Maß setzen, mäßigen; *temperamentum*: das rechte Maß, gemäßigtes Klima, Mäßigung („Temperament“); *tempestas*: Zeitabschnitt, (gutes oder schlechtes) Wetter.

durch, daß sie „*good or ill tempered*“ sind. Temperamente zeigen sich als leibliches Handeln der Welt, als im raum-zeitlichen Zusammenhang gelebte Verhaltensweisen.

Hier liegt der Schwerpunkt psychotherapeutischen Handelns: in der erfahrenen, gestalteten, zu gestaltenden Lebenszeit und den in ihr im sozialen Zusammenhang entfalteten Atmosphären. Es wird deshalb notwendig werden, die Zeit in ihren verschiedenen Dimensionen und Qualitäten im psychotherapeutischen Handeln stärker zu berücksichtigen. Sowohl im Hinblick auf die Entstehung von seelischen und psychosomatischen Erkrankungen als auch im Hinblick auf die Beseitigung und Verhinderung von Entfremdungserscheinungen, nicht zuletzt aber im Hinblick auf die praktische Handhabung von Zeitstrukturen im psychotherapeutischen Setting und in der Interventionspraxis bis in die Formen der Verbalisation. Um all diese Aspekte zu berücksichtigen, wird eine „integrative Theorie der Zeit“ im psychotherapeutischen Kontext notwendig werden.

Im folgenden einige kurze zeittheoretische Ausführungen, die die schon vorgestellten Überlegungen zum „Zeitbewußtsein“ (dieses Buch S. 233ff) und zu „Zeit und Unbewußtes“ (dieses Buch S. 282ff) komplementieren wollen, um dann die Verbindung von Subjektivität und Temporalität weiter auszuarbeiten.

3. Chronosophische Anmerkungen zu Zeit und Zeitbewußtsein

„Dum loquimur, fugerit invida aetas:
carpe diem, quam minimum credula postero.“
(Horaz I, Carm. 11)

Dieser berühmte Vers kennzeichnet die Flüchtigkeit der Zeit: man „steigt niemals in den gleichen Fluß“ (*Heraklit*), und es ist vielleicht nicht ohne Hintergründigkeit, daß *Horaz* vom Tag spricht, den es zu ergreifen gilt, und nicht wie *Goethe* vom Moment: „Der den Augenblick ergreift, / Das ist der rechte Mann.“ Denn was ist der Augenblick? Er ist mit dem Hinschauen vergangen. *Augustinus* hat diese Paradoxie der Zeit in seinen „*Confessiones*“ mit bedrängender Schärfe aufgezeigt: sie ist nie „jetzt“ und doch nichts anderes als der Fluß der sich ständig nichtenden „Jetzte“. *Augustinus* findet die Gegenwärtigkeit in der Innerlichkeit, in der erlebten Zeit, dem *Zeitbewußtsein*. Nur in ihm wird die Zeit verfügbar, der objektivierbaren Explication entzieht sie sich: „*Quid est tempus? Si nemo a me quaerat, scio, si quaerenti explicare velim, nescio*“* (Conf. XI, 14). Der große afrikanische Kirchenvater formuliert in den „*Bekenntnissen*“ der Sache nach das Konzept der psychologischen Zeit, der Erlebniszeit (die, wie im voranstehenden Abschnitt zu zeigen war, Leibzeit ist).

Es kann hier nicht darum gehen, die Geschichte des „Zeitproblems im Abendland“ nachzuzeichnen (vgl. hierzu *Gadamer* 1978), in deren Zentrum die Fragen um subjektive und objektive Zeit, ja um den Wirklichkeitscharakter von Zeit stehen. Nur, der Gegensatz zwischen „ei-

* „Was ist die Zeit? Wenn niemand mich fragt, weiß ich es, wenn ich es dem Fragenden erklären soll, weiß ich es nicht.“

gentlicher“ Zeit und physikalischer „Weltzeit“ (Heidegger 1957) ist bis heute noch nicht aufgehoben, und die Paradoxien der Zeit sind noch nicht gelöst (Ornstein 1969).

Fest steht, daß „Zeit ein Strukturmoment der Welt selber“ ist und daß das Zeiterleben des Menschen „in der organischen Einheit des lebenden Wesens“ gründet (Gadamer 1978, S. 93 u. 97) sowie – muß man ergänzend hinzufügen – in der intersubjektiven Verständigung darüber, was Zeit ist und wie man mit ihr umgeht. Fest steht auch, daß die Zeit mit dem Raum immer eine Konfiguration bildet. Das ist nicht nur auf dem Hintergrund der Relativitätstheorie zu sagen, sondern auch und mit gleichem Gewicht aufgrund der Leibgebundenheit des Zeiterlebens. Der Leib ist immer auch Körper im Raum, der Mensch ist immer Mensch in einem Kontext. So hat jedes *Jetzt* notwendigerweise ein *Hier*. Fest steht weiterhin, daß jedes Jetzt in einem Kontinuum vergangener und kommender „Jetzte“ steht und jedes Hier im Kontext umliegender „Hiers“ die als Konzentration von abnehmender Intensität das *hic et nunc* umgeben, einen *Horizont von Zeit und Welt* ausspannen. Dieser Horizont ist in seiner Bewertung und Erfahrung abhängig von der jeweiligen persönlichen Bewußtheit im jeweiligen sozialen Kontext. *Hier und Jetzt* ist zu denken als *erlebtes Kontinuum*, nicht als „*sensible présent*“, als kleinste, noch wahrnehmbare Zeiteinheit (Dobbs 1971; Pöppel 1985).

Wenn Perls (1980), der strikteste Verfechter eines Hier-und-Jetzt-Prinzips, vom „*continuum of awareness*“ spricht, ist damit auf eine „gegebene“ Zeitlichkeit verwiesen, die für unseren Zusammenhang von Interesse ist. Denn, wie schon aufgeführt, ist die Zeitstruktur durchaus nicht immer als *Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft* anzusetzen. Es kommt auf die Modalität der *social time* an, und es ist von unterschiedlichen Modalitäten psychologischer und sozialer Zeit auszugehen, in denen verschiedene Bewußtheitsgrade von Geschichte sich repräsentieren. Der Begriff Zeitmodalität wird als „Form des Zeitbewußtseins“ aufgefaßt (z.B. Vorher/Nachher-Modalität). Zeitmodus bezeichnet ein Element der Vergangenheit/Gegenwart/Zukunft-Struktur.

Der Horizont individueller und kollektiver Geschichte bzw. Umwelt kann unterschiedlich weit gespannt sein und ist abhängig von der Form des Zeitbewußtseins. Wird das Hier-und-Jetzt z.B. im Kontext einer A-Reihe, d.h. einer Vorher/Nachher-Konfiguration, gesehen (Bieri 1972), so ist es zwar *in der Zeit*, aber nicht in einer Zeit, die als B-Reihe, als Vergangenheit/Gegenwart/Zukunft, erfaßt wird. Ohne Vergangenheit und Zukunft indes wird es sinnlos, von der Gegenwart zu sprechen. Das bedeutet nicht, daß ein solches Hier-und-Jetzt ohne „Geschichte“ sei. Geschichte darf nämlich nicht in jedem Fall mit dem Vergangenheitsbegriff der B-Reihe gleichgesetzt werden. Es ist allerdings bei den sich dann ergebenden unterschiedlichen Formen von Geschichtlichkeit ein jeweils anderes Verständnis geschichtlicher Zusammenhänge anzunehmen; z.B. was Kausal- und Finalschlüsse usw. anbelangt. Selbst bei sehr archaischen Zeitauffassungen, wie sie Claude Lévi-Strauss (1973, S. 271) u.a. beschrieben haben, gibt es über Manifestationen eines „kollektiven Gedächtnisses“ historische Momente in Form von „Überlieferungen“, Traditionen, Riten, Bräuchen und Erzählungen, die die Jetzt-Zeit übersteigen und Erlebnisse zusammenbinden (Assmann, Hölscherl 1988; Halbwachs 1935). Zeit wird „erzählte“, tradierte Zeit (Ricoeur 1981) mit unterschiedlichen Prägnanzen: rhapsodische, epische Zeit, „mythische Geschichte“. Damit wird für die Psychotherapie und die psychologische Gruppenarbeit ein bislang noch kaum erkanntes, geschweige denn berücksichtigtes oder genutztes Feld eröffnet, dessen Komplexität noch

erhebliche Schwierigkeiten aufwerfen wird. Das Hier-und-Jetzt ist abhängig von dem jeweiligen Zeitverständnis, in das es gestellt wird. „Es ist aber unmöglich, soziale Beziehungen außerhalb eines Milieus, das ihr Bezugssystem ist, zu erfassen. Die beiden Bezugssysteme, die die Möglichkeit bieten, die sozialen Beziehungen zusammen oder vereinzelt zu denken, sind Raum und Zeit. Diese Raum- und Zeitdimensionen dürfen nicht mit denen verwechselt werden, die andere Wissenschaften (als Soziologie, Ethnologie, Anthropologie, m.E.) verwenden. Sie bestehen in einem sozialen Raum und einer sozialen Zeit, was bedeutet, daß sie keine anderen Eigenschaften haben als die sie enthaltenden sozialen Phänomene. Je nach ihrer Struktur haben die Gesellschaften der Menschen diese Dimensionen anders aufgefaßt. Der Ethnologe darf also nicht zögern, wenn er vor die Aufgabe gestellt wird, ihm ungewohnte Typen zu verwenden und sogar neue zu erfinden, wenn der Augenblick es verlangt“ (*Lévi-Strauss* 1972, S. 313). Muß dies nicht auch für den Psychotherapeuten gelten?

Die Zeitauffassung von Menschen und Gruppen, mit denen man arbeitet, ist selbst in unserem Kulturkreis schicht- und altersgruppenspezifisch variabel. Die Untersuchung des jeweiligen Zeitbegriffs wird zu einer Voraussetzung für eine adäquate Interventionspraxis, für eine Wertung der Zeitauffassungen, für die angemessene Handhabung des Hier-und-Jetzt. Es steht dabei sicher die in den Industriegesellschaften ubiquitäre Modalität Vergangenheit/Gegenwart/Zukunft im Zentrum, aber die Regressionsphänomene in Gruppen z.B. vermögen archaische Formen von Gesellschaft zu evozieren und archaische Zeit, ein Hier-und-Jetzt, das nicht gleichbedeutend mit „Gegenwart“ sein muß, sondern Schöpfungszeit, Weltzeit, Ahnenzeit, Traumzeit sein kann (*Duerr* 1978).

Othein Rammstedt (1975) hat in seinen Überlegungen zum „Alltagsbewußtsein von Zeit“ folgende Formen der Zeiterfahrung unterschieden und sie verschiedenen Formen von Vergesellschaftung zugeordnet:

- | | | |
|--|---|---|
| a) Jetzt/Nicht-Jetzt | = | okkasionales Zeitbewußtsein* |
| b) Vorher/Nachher | = | zyklisches Zeitbewußtsein |
| c) Vergangenheit/Gegenwart/Zukunft | = | lineares Zeitbewußtsein mit geschlossener Zukunft |
| d) kontinuierliche Bewegung/Beschleunigung | = | lineares Zeitbewußtsein mit offener Zukunft |

Hinzufügen möchte ich:

- | | | |
|--|---|--|
| e) Vergangenheit/Gegenwart/Zukunft als offene Ganzheit | = | perspektivisch-perichoretisches Zeitbewußtsein** |
|--|---|--|

* Okkasionalismus = System der Gelegenheitsursachen (alle sind nur Gelegenheiten für das Wirken Gottes, der *providentia*, des Schicksals).

** Der aus der patristischen Trinitätstheologie stammende Begriff der Perichorese (circuminsessio) bedeutet die wechselseitige Durchdringung der drei göttlichen Hypostasen Vater, Sohn und Geist, die miteinander sind, ineinander, eine Einheit, ebenso wie in der Hypostatischen Union die göttliche und menschliche Natur in Christus eine Einheit und Ganzheit bilden „ohne Vermischung oder Verwandlung, ohne Teilung und Trennung“, wie es das Konzil von Chalcedon formulierte, das damit das philosophisch äußerst faszinierende und fruchtbare Paradoxon der „Einheit in der Vielfalt“ erarbeitet hat, wie wir es ähnlich bei *Merleau-Ponty* (1964) finden.

Okkasionales Zeitbewußtsein ist kennzeichnend für archaische Gesellschaften. Das Jetzt ist ein ausgeweitetes, die nähere Vergangenheit und Zukunft gleichwertig umfassend. „Die Ausweitung totalisiert die Synchronizität aller Gesellschaftsglieder und macht das Synchronisieren unabhängig voneinander stattfindenden sozialen Handelns und Erlebens unmöglich“ (Rammstedt 1975, 50). *Zyklisches* Zeitbewußtsein sieht Vorher und Nachher nicht als Alternativen, sondern als Teile der Wirklichkeit. Zeit wird im Nacheinander meßbar und führt zu einer zyklischen Bewegung, in der nur Wiederholung, nicht aber Novum Raum hat. „Für segmentär differenzierte soziale Systeme“ (z.B. die Polis im 7.-5. Jh., m.E.), „in denen ein zyklisches Zeitbewußtsein vornehmlich auftritt, ist die Unterscheidung Vorher/Nachher in der hier skizzierten Form systemstabilisierend“ (ibid. 53).

Lineares Zeitbewußtsein mit festgelegter Zukunft ist auf ein Telos gerichtet, womit ein Primat der Zukunft gegenüber der Gegenwart aufgestellt wird, die nur noch als Medium dient, um das Zukunftsziel zu erreichen. „Die Unterscheidung von Vergangenheit/Gegenwart/Zukunft ermöglicht bei diesem Zeitbewußtsein durch die festgelegte Zukunft, die das Telos alles und aller ist, die Synchronizität allen Geschehens als gleichzeitige Ungleichzeitigkeit im Hinblick auf das gemeinsame Ziel zu konstatieren“, das im Horizont „kommunikativer Erreichbarkeit“ bleibt (ibid. 54). Die Frage, wer welche Ziele setzt und wer wen auf sie verpflichtet, wird damit von brennender Bedeutung: Es ist die Frage nach der „Macht der Zeit“, und wer über sie verfügt. Die Verpflichtung zum Prozeß selbst ist damit aber nicht nur von der Macht herrschender Interessengruppen bestimmt. Es entsteht eine Eigendynamik, „die Herrschaft als die Zwang ausübende Verinnerlichung der Zeitrechnung, der Uhrzeit, (die) in die Menschen selbst eingewandert ist“ (ibid. 55), ein Vorgang, den das zeitkritische Märchen „Momo“ (Ende 1973) unübertroffen darstellt. Der Zwang der Zeit, von Jugend auf im gesamten Sozialisationsprozeß vermittelt, ist meines Erachtens eine der Konstituenten der „Macht“, die Foucault in seinem Werk attackiert. Den fremdverfügbaren Zielen aber ist nicht durch eine Hier-und-Jetzt-Ideologie, wie sie etwa in den Gruppen des Human Potential Movement propagiert wird, zu entgehen; jene Ziele müssen vielmehr entlarvt werden. Die linear-teleologisch determinierte Zeitauffassung – sie kennzeichnet die kapitalistische Gesellschaft – ist einerseits ein subtiles Instrument der Herrschaft, zum anderen Ausdruck eines blinden Glaubens an das immerwährende Wachstum, den ewigen Fortschritt, an vorgegebene Eschatologien (und das hat eine lange Tradition).

Lineares Zeitbewußtsein mit offener Zukunft wird von Rammstedt im Sinne des funktional-strukturellen Ansatzes als Chance zur Freisetzung von Komplexität (Luhmann) und zur sozialen Machbarkeit künftiger Situationen gesehen, wobei eine Vielfalt jeweilig präsenter Möglichkeiten angenommen wird, die nicht unbedingt sinnhaft miteinander verbunden sind. „Voraussetzung für das Zeitbewußtsein mit offener Zukunft ist unter diesem Aspekt die Relativierung von Raum und Zeit, d.h. es wird akzeptiert, daß neben unserer hiesigen Wirklichkeit andere Wirklichkeiten existieren“ (ibid. 56). Es kommt zu einer reflexiven Verwendung von Zeit. Die sich daraus ergebende Spannung für das Subjekt, das nicht mehr im Rahmen vorgegebener Sicherheiten operieren kann, führt in die ganze Problematik des funktional-strukturellen Ansatzes, der fehlenden inhaltlichen Festlegung und der drohenden Opferung des Subjektes. Ich habe an anderer Stelle (Petzold 1978c, dieses Buch, S. 93ff) ein Modell für die Handhabung linear-offener Zukunft durch diskursive Konsensfindung über Ziele vor-

gelegt. Durch Ko-respondenz aller in einer Situation befindlichen Personen werden Ziele aktiv gestaltet und nicht mehr blind befolgt. Linear-offene Zukunft kann damit die Chance größerer Freiheit bieten in der kooperativen Zielsetzung durch die Betroffenen. Diese Chance aber kann nur zum Tragen kommen, wenn die Linearität nicht zu einer einseitigen Blickrichtung führt, allein der Zukunft entgegen in den freien Raum der Planung und der Entwürfe. Diesen Raum gilt es vielmehr zu füllen, und es ist zu wissen, womit und für wen. Aus der Zukunft als „Horizont möglichen Sinnes“ gilt es den Sinn als *Konsens* herauszudestillieren. Das erfordert das Erkennen und Herstellen von Zusammenhängen, denn Sinn liegt in Zusammenhängen (Luhmann 1971; vgl. Petzold 1978c), und das bedeutet, er liegt im zeitlichen Zusammenhang.

Perspektivisch-perichoretisches Zeitbewußtsein erfährt Vergangenheit/Gegenwart/Zukunft als „Struktur im Fluß“, im Zusammenhang, als „offene Ganzheit der Zeit“, als „Gesamtheit des Raumes“, als „Einheit von Raum und Zeit“. Wenn die komplexe raumzeitliche Konfiguration: *Kontext und Kontinuum*, das „perspektivische Hier-und-Jetzt“ (wie in dem auf S. 486 dieses Buches abgebildeten Diagramm plastisch wird), von einem Konzept der „ganzen Zeit“ und des „gesamten Raumes“ ausgeht (dieses Buch, S. 488), dessen Kristallisationspunkt das „*sujet incarné*“, das Leib-Subjekt in der lebendigen *Narration* seines Lebensvollzuges ist, wird damit ausgesagt, daß im Hier-und-Jetzt Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft, dieser Raum und alle Räume „verschränkt“ sind, daß sie einander durchdringen und füreinander, nach allen Seiten hin „offen“ sind, ein laterales, ubiquitäres, „heraklitisches Fließen“ in alle Richtungen: *Perichorese*. Freud hat dies in seinem berühmten Beispiel von den sich überlagernden historischen Schichten der Stadt Rom für die Vergangenheit und Gegenwart ausgesagt. Sie nehmen den gleichen Raum ein, stehen aber zueinander nicht in zeitlicher Abfolge, sie durchdringen sich gegenseitig. Merleau-Ponty (1964, 321) formuliert noch umfassender: „Vergangenheit und Gegenwart sind also *ineinander*, jede von beiden umhüllt-umhüllend.“ – „Ganze Zeit“ ist nicht Ausgliederung eines Zeitmodus. Die Summe der Augenblicke ist so wenig Zeit wie die Summe der Zeitmodi. Die *Synergie* des Erlebens und Tuns, wie sie z. B. im Vollzug der biographischen *Narration* gegeben ist, in der Zeit durch Erzählung (Ricoeur 1981) gewirkt wird, schafft eine „offene“ Ganzheit. Werden die Verschränkungen der Zeitmodi ausgegliedert durch kognitive Operationen oder gesellschaftliche Reifikation, so entsteht gestückelte Zeit, denn Zeit ist „so beschaffen, daß sie jedesmal, wenn sie als Ganzes zum Thema gemacht werden soll, nur Teile aus sich heraussetzt, derart, daß das Ganze erst jenseits dieser Teile, im Überschuß über sie sich manifestiert“ (Müller 1978, S. 179). Diese Übersummativität gewährleistet die „*Einheit in der Vielheit*“ (dieses Buch, S. 341ff), die Integrität des Ganzen und die Würde der Teile. Perspektivisch-perichoretisches Raum-Zeit-Bewußtsein wird erforderlich, um der *Entfremdung* entgegenzuwirken, wie sie durch ein technisches Zeitbewußtsein, durch die Ökonomisierung, die „Vermarktung der Zeit“ zunehmend fortschreitet. A.M.K. Müller (1978) hat in seinen klarsichtigen „Erwägungen zur Grundlagenkrise in Physik, Medizin, Pädagogik und Theologie“ eine „*Wende der Wahrnehmung*“ gefordert, die im Zentrum eine Verwandlung des Zeitbewußtseins von der gestückelten, reifizierten Zeit zur „ganzen Zeit“ bedeutet: Eine solche Wende stellt sich auch der Psychotherapie und psychologischen Gruppenarbeit als Aufgabe. *Perspektivisch-perichoretisches Zeitbewußtsein* kann als das Zeitbewußtsein der Zukunft besonnener Menschen in humanen Formen der Vergesellschaftung angesehen werden und stellt damit eine Zieldimension therapeutischen Handelns dar.

Dieses Zeitbewußtsein geht von der Gegenwart (G) aus, sieht Vergangenheit (V) und Zukunft (Z) vom präsentischen Lebensvollzug her, deutet Ereignisse vom Hier-und-Jetzt auf dem Hintergrund einer komplexen Zeitmatrix.

VV	VG	VZ
GV	GG	GZ
ZV	ZG	ZZ

Abb. 1: Komplexe Zeitmatrix

Müller hat eine Matrix der Zeitmodi-Verschränkung entworfen (1978, S. 195 u. 144), die das im Kontext-Kontinuum-Diagramm der Integrativen Therapie (vgl. Bd. I, 1, 85) eingeschlossene Zeitgefüge deutlich macht (und das impliziert das Gefüge des ökologischen und sozialen Raumes, denn jeder Raum hat eine Zeit): Diese Matrix veranschaulicht nicht nur die *Einheit der Zeit*, sondern bietet Möglichkeiten zur Einordnung von Zeitphänomenen in therapeutischen und gruppalen Prozessen, sofern diese in der GVZ-Modalität ablaufen (Müller, von C.F. von Weizsäckers Zeitkonzept ausgehend, berücksichtigt A-Reihen, also die Vorher/Nachher-Folge, nicht); diese Einordnung geschähe wie folgt:

in der Zeile GV = in der Gegenwart anwesende Faktizität
 in der Zeile GG = ablaufende Wirklichkeit, und
 in der Zeile GZ = in der Gegenwart anwesende Potentialität.

Die übrigen Zeilen könnten Interpretations-Möglichkeiten für diskursive, kreative, ja unbewußte Prozesse bieten. Die Problematik des Modells liegt in der Vernachlässigung der „*social time*“, der Aufhebung des Seins in der Zeit und fehlenden Kategorien zum Einordnen der in VV oder ZV erforderlichen Deutungen. Dennoch findet sich hier ein für Psychotherapie äußerst fruchtbares Modell, die Lebenssituation eines Menschen und den psychotherapeutischen Prozeß selbst zu betrachten, wobei für die Kindertherapie und die Arbeit in der Regression dieses Modell aufgrund der spezifischen Bedingungen des Zeiterlebens nicht greift und deshalb ergänzt bzw. ersetzt werden muß durch Modelle zu archaischem Zeitbewußtsein. Beim voll memorations- bzw. antizipationsfähigen Menschen allerdings ist die Zeitmatrix die Grundlage der Interpretation des Geschehens – zum einen auf einer reflexiv-verbalen Ebene, zum anderen auf einer affektiv-aktionalen. Es wird eine narrative „Selbstinterpretation im Lebensvollzug“ möglich, in der sich der Mensch als Mensch mit anderen, als geschichtliches Wesen begreift und im Bewußtsein seiner Temporalität unentfremdete Subjektivität verwirklichen kann.

4. Temporalität, Subjektivität, Verdrängung

Temporalität kennzeichnet das Wesen des einzelnen Subjektes genauso wie die Struktur psychosozialer Wirklichkeit. Dies haben mit jeweils spezifischen Argumenten *M. Merleau-Ponty* (1966) und *G.H. Mead* (1932, 1934) dargelegt. Zeit ist Extension. Alle Wahrnehmungsvorgänge besitzen eine minimale Ausdehnung (*Pöppel* 1985). So ist auch die „Präsenzzeit“ (*William James*, *William Stern*) extendiert. Sie ist ein *Strömen*, eine fließende Dauer (*durée*, vgl. *Bergson* 1920), die am beobachtenden Bewußtsein vorbeiströmt, wobei dieses selbst in das Strömen einbezogen ist, nur daß die Fließgeschwindigkeiten variieren. „... our experience is always a passing experience, ... this passing experience always involves an extension into other experiences. It is what has just happened, what is going on, what is just appearing in the future, this gives to our experience its peculiar character. It is never an experience just at an instant“ (*Mead* 1938). Das Hier-und-Jetzt einer Gegenwart ist damit nicht nur oder vorwiegend Zeit des Aktualvollzugs oder Zeit der Rekapitulation, sondern Zeit der Zeitausstreckung und des Entwurfs. Dies ist besonders charakteristisch für gesunde Individuen in den ersten beiden Lebensabschnitten. Im Alter und bei bestimmten psychischen Erkrankungen, z.B. Depressionen (*Payk* 1979) ist eher ein „dwelling on the past“ charakteristisch (vgl. *Petzold*, *Lückel* 1985; *Petzold*, *Petzold* 1991; *Marshall* 1975, 1980). Der „substantielle Zukunftsbezug“, wie *Anghehrn* (1985, 331f) die Konzeption *Meads* bezeichnet, spannt eine „perspektivische“, eine „offene Zukunft“ aus (*Petzold* 1981 e, k; *Rammstedt* 1975), wie sie für das oben umrissene, neuzeitliche Geschichtsverständnis – im Unterschied zur zyklischen Zeit der Antike – kennzeichnend ist. „*Emergent events*“, die den Strom der verfließenden Alltagszeit durchschneiden, konstituieren nach *Mead* die Möglichkeit, die zunächst undifferenzierte Zeitmatrix fließender Präsenz in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft zu unterteilen. „Gegenwart bezieht sich hauptsächlich auf das Sichtbarwerden eines Ereignisses, das mehr ist als die Prozesse, die dazu geführt haben, und das durch seine Veränderung, sein Fortbestehen oder sein Verschwinden späteren Übergangszeiten einen Inhalt vermittelt, den sie sonst nicht besäßen. ... Ihr eigener zeitlicher Durchmesser variiert mit dem Umfang des Ereignisses“ (*Mead* 1969, 152). Diese Ereignisse verweisen aber auch auf die Möglichkeit von Einbrüchen aus einem unpersönlichen Bereich, etwa dem geschichtlichen Raum, der umgebenden Welt, die dem Individuum unverfügbar sind und an die es ausgeliefert ist.

In der vorstehend entfalteten „*integrativen Zeittheorie*“ als Theorie der „variablen, gesellschaftsgebundenen Zeiterfahrungen“, die verschiedene Formen eines „Alltagsbewußtseins von Zeit“ (*Rammstedt* 1975) möglich macht, kommt zu der Theorie der „Matrix der Zeitmodi“ mit den *Meadschen* Überlegungen noch ein neues Element hinzu: das des „gliedernden Ereignisses“. Der zeitliche Fluß ist nicht als Gegliedertheit gegeben, sondern äußere Geschehnisse und aufsteigende innere Ereignisse schaffen Strukturierungsmomente, die zugleich im Sinne der Matrix Bezugspunkte werden können. Eine solche Sicht wird durch die Forschung zur lebensbestimmenden Wirkung von „*critical life events*“ (*Fillip* 1990) unterstützt, wobei der „event-Begriff“ *Meads* weiter greift und Ereignisse einbezieht, die nicht kritisch oder belastend sind und dennoch menschliches Zeiterleben, Handeln, Fühlen, Denken, d.h. subjektives Selbsterleben „in der Zeit“, gliedern. *Cronk* (1987) hebt in seiner Darstellung der Anthropologie *Meads* hervor: „The initial temporal structure of human time-consciousness lies in the separation of present and future by the emergent event. The actor blocked in his activity, con-

fronts the emergent problem in his present and looks to the future as the field of potential resolution of conflict... without the rupture of continuity, there can be no experience at all" (ibid. 56). Dennoch bleibt in diesen Zäsuren „im Übergang der Erfahrung ... Kontinuität als eine Voraussetzung angelegt. Obwohl allem Anschein nach plötzliche Verschiebungen eintreten, setzen wir in ihrem Hintergrund Kontinuitäten voraus, innerhalb derer diese Verschiebungen in Kontinuitäten auflösbar wären" (Mead 1929/1987 II, 338). Die „offene Zukunft“ ist also nicht geschichtslos (vgl. Abb. S. 610). Das Subjekt, das sich in den Zukunftsraum von einer jeweils gegebenen Gegenwart (GZ) her entwirft, bezieht sich auf seine Geschichte (GV), aber es hat die Möglichkeit, die „Last der Vergangenheit“ abzuwerfen, die überkommenen Gewohnheiten, Regeln, Normen zu revidieren, um die Dinge „künftig anders zu machen“. Die *Vergangenheit in der Gegenwart* (GV), sei es in Form einer Einstellung, einer Verhaltensweise oder eines neurotischen Symptoms, repräsentiert sich als Sediment, verfestigte *Form, Struktur, Skript, Narrativ* – Moreno (1960) würde von „Rollenkonserve“ sprechen oder, sofern es sich um ein kollektives Sediment handelt, von „kultureller Konserve“. Die Gegenwart der Vergangenheit, das ist das, was sich aus der Vergangenheit in Strukturen und Monumenten, also faktisch niedergeschlagen hat, so daß es in die Gegenwart hineinreicht (Müller 1978, 144). Weil die Geschichte durch Erinnerung vergegenwärtigt werden kann, weil aktuell auftauchende Ereignisse (sei es im Alltag oder in der Therapie) uns einen neuen Bezug zu Geschehnissen in der Vergangenheit von der Gegenwart her ermöglichen, ja weil die Vergangenheit – etwa im therapeutischen Spiel – vergegenwärtigt werden kann und dann Teil der ablaufenden Wirklichkeit (GG) wird, emotional und handlungskonkret präsent, wird dem Subjekt seine Geschichte gegenwärtig zugänglich. Es kann vergangenes Geschehen noch einmal *wahrnehmen*, um es besser zu *erfassen*, um es zu *verstehen*, sich *erklären* zu können. So entsteht ein „perichoretisches Ineinander“ von Gegenwart und Vergangenheit und/oder Zukunft. Die „verschränkte Zeit“ kann begriffen werden als „ganze Zeit“ und „ganzer Raum“. Die verflossene Zeit (VV) und Potentialität (ZZ) werden verfügbar, wenn man „in der Zeit lebt“. Damit erhält, wie Merleau-Ponty (1945, 519) feststellt, jede neue Gegenwart die Möglichkeit, den Sinn der Vergangenheit umzugestalten und umzuwandeln. Das Subjekt kann, „obwohl es selbst in Erfahrung und Geschichte wurzelt, ... doch im echten Sinne Neues schaffen“ (Anger 1985, 335). Es ist natürlich zu bedenken, daß die Entwürfe des Subjektes, ja die Spannweite ihrer Möglichkeiten, wiederum in übergreifende historische Diskurse eingebunden sind und in die Strömungen eines „Zeitgeistes“ (Petzold 1989f). Sie sind für die individuelle Vernunft nur begrenzt zu hintersteigen, ja selbst grupale Diskurse vermögen nur begrenzt Exzentrizität von der bestimmenden *Macht* der Geschichte zu gewinnen. „Die Vernunft gilt weder als etwas Fertiges, als eine objektive Teleologie, die sich in der Natur oder der Geschichte manifestiert, noch als ein bloß subjektives Vermögen. Vielmehr geben die in historischen Entwicklungen aufgesuchten Strukturmuster verschlüsselte Hinweise auf die Pfade unabgeschlossener, abgebrochener, fehlgeleiteter Bildungsprozesse, die über das subjektive Bewußtsein des Einzelnen hinausgreifen“ (Habermas 1985, 69). Die Relevanz dieser Überlegung für die Psychotherapie besteht darin, von einseitiger Vergangenheitsorientierung oder Gegenwartszentrierung abzugehen, der Zukunft eine größere Bedeutung beizumessen und die „ganze Zeit“ in ihrer jeweils *altersspezifischen* Horizonthaftigkeit (sie stellt sich beim kleinen Kind anders dar als beim Erwachsenen oder alten Menschen, vgl. Piaget 1946/1955; Gubrium 1976) als Gegenstand psychotherapeutischen Handelns zu sehen. Die Determiniertheit des Individuums, wie sie der psychoanalytische Diskurs vertritt, stellt sich in dieser Perspektive

weniger unerbittlich dar, die Freiheit spontaner Hier-und-Jetzt-Orientiertheit, wie sie *Perls* (1969) und *Moreno* (1941) vertreten, als eingeschränkter als dies die Protagonisten der „*here and now therapy*“ sich gewünscht haben. In der zeittheoretischen Perspektive *Meads* und *Merleau-Pontys* und – von anderem Hintergrund herkommend – *A. Müllers* und *C.F. von Weizsäckers*, die wir in unserem Ansatz zusammengeführt haben, wird eine nicht-deterministische (wenn auch nicht voraussetzungslose) Konzeption der Verbindung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft möglich, die Therapeut und Patient eine Offenheit für grundsätzliche *Novität* ermöglicht.

Ein neues Ereignis ist zwar in Kausalketten mit vorgängiger Gegenwart (VG), d.h. mit Vergangenheit verbunden, es ist „aber eben wegen seiner Neuheit per Definition nicht aus dieser ableitbar, sondern zwingt vielmehr zur rekonstruktiven Erschließung einer solchen Kausalkette“ (*Joas* 1980, 173). Das Subjekt ist denn „auch nur ein Ort, an dem sich mannigfache ‚Kausalitäten‘ kreuzen“ (*Merleau-Ponty* 1966, 108).

„Was neu ist, kann auftauchen, aber dieses Auftauchen erfolgt unter Bedingungen“ ... „genau dieses Bedingen ist die qualitative Eigenschaft der Vergangenheit“ (*Mead* 1929/1987 II, 338). Für die Psychotherapie muß eine „eingeschränkte Kausalität“ angenommen werden, *denn sie befaßt sich mit menschlichen Lebensläufen im Lebenslauf selbst*, in den sie sich einklinkt. Die Rekonstruktion der Geschichte ist Teil und wird Teil der Geschichte („Ich erinnere mich an eine Analysestunde, in der wir...“). Die multikausalen Einflüsse auf Lebensereignisse lassen die Vorstellung „lückenloser Ketten“ und „linearer Herleitungen“ von Gegenwärtigem aus Vergangenheit, wie sie – trotz des Konzeptes der „*Nachträglichkeit*“* – das *Freudsche* Paradigma suggeriert, obsolet werden. Der Verzicht auf Historizität bei *Perls* und *Goodman* (1951) indes, ist eine naive Verkennung der temporalen Struktur von Subjektivität, denn natürlich bedingt Vergangenheit, etabliert eine sich in Vergangenheit wandelnde Gegenwart ein komplexes Netz von Bezügen, das bis in ferne Zukunftsräume (ZZ) Wirkungen entfalten kann, die für einen Menschen in einer jeweils aufgekommenen Gegenwart (GG) erlebbar werden. Aus der erfahrenen Vergangenheit kann die Gegenwart mehr oder weniger umfassend, kaum jemals aber vollständig rekonstruiert werden. Das Zufällige (*Marquard* 1987) durchbricht die Kausalität genauso wie die Überdeterminiertheit und die Pluralität der Einflußgrößen (*Rorty* 1989). Die Rekonstruktion der Vergangenheit und die Emergenz gegenwärtiger, neuer Ereignisse stellen das Subjekt in eine Dialektik von Kontinuität und Diskontinuität, die verlangt, daß der *Sinn* einer Gegenwart beständig neu aus dem Gegenwärtigen (GG), seinem Herkommen in der Vergangenheit und seinen antizipatorischen Perspektiven (ZG, ZZ) geschöpft werden muß. Dabei besteht der „Charakter der Vergangenheit... darin, daß sie das Unverbundene verbindet, indem sie eine Gegenwart in einer anderen aufgehen läßt“ (*Mead* 1929/1987 II, 343). Vergangenheit erschließt sich immer von einer Gegenwart her, die einerseits von Verflorenem eingefärbt ist, andererseits auch Verflorenes tönt (z.B. wird durch bedrückende Gegenwart oftmals gute Vergangenheit überschattet).

* *Freud* hat in der Analyse des „*Wolfsmannes*“ mit dem Begriff der „*Nachträglichkeit*“ einen ähnlichen Gedanken-gang entwickelt: „Es ist dies... ein zweiter Fall von *Nachträglichkeit*. Das Kind empfängt mit 1 1/2 Jahren einen Eindruck, auf den es nicht genügend reagieren kann, versteht ihn erst, wird von ihm ergriffen bei der Wiederbe-lebung des Eindrucks mit 4 Jahren, und kann erst zwei Dezennien später in der Analyse mit bewußter Denktä-tigkeit erfassen, was damals in ihm vorgegangen. Der Analysierte setzt sich dann mit Recht über die drei Zeitphasen hinweg und setzt sein gegenwärtiges Ich in die längst vergangene Situation ein“ (GW II 72, meine Hervorheb.).

Die Schatten aus der Vergangenheit auf die Gegenwart, die bis in die Zukunft reichen und beides bestimmen können, sind keineswegs immer sichtbar und bewußt. Sie sind zum Teil verleugnet oder auch so selbstverständlich geworden, daß sie nicht mehr wahrgenommen werden. Sie sind *verdrängt* worden. Damit werden Sinnschöpfung in der Gegenwart, freie Gestaltung von Zukunft und Sinnkonstitution durch „verknüpfende Vergangenheit“ eingeschränkt oder verunmöglicht. Die „Bedingungen“, von denen *Mead* und *Merleau-Ponty* sprechen, sind unzugänglich, bleiben unverfügbar und können deshalb determinierend werden. Derartige Determinierungen liegen zum einen Teil in übergeordneten, anonymen Diskursen der historischen und gesellschaftlichen Situation, die sich mit den Diskursen einer persönlichen Biographie verschränken, sie liegen in persönlichen und überpersönlichen Entfremdungs- und Verdrängungsprozessen, die Subjektivität einschränken und beschädigen können. Hierzu sind die zeittheoretischen Überlegungen *Merleau-Pontys* (1966; *Boehm* 1982) erhellend, denn sie verbinden „*Leiblichkeit, Zeitlichkeit und Weltbezug*“ und weisen deren grundsätzliche *Ambiguität* aus. Sie ermöglichen ein Verständnis individueller biographischer Gegebenheiten, ohne sie individualisierend zu verkürzen, sie überschreiten – und hier liegt ein wesentliches Moment – noch *Meads* Gesellschaftsbezug, der als unverzichtbar stehen bleiben kann, und führen über den lebensweltlich verwurzelten Leib in einer fundamentalen Reflexion zu dem Boden hin, aus dem Subjektivität letztlich erwächst, denn *Merleau-Ponty* weiß, daß „die Sublimierung des biologischen Daseins zur persönlichen Existenz und der natürlichen Welt zur Kulturwelt ... ihre Möglichkeit wie auch ihre Gebrechlichkeit aus der Zeitstruktur unserer Erfahrung“ empfängt (idem 1966, 109). Das Thema wird damit eingebettet in Prozesse der Vermittlung von Natur und Kultur, Mensch und Welt als zeitliche Realitäten.

„Insofern ich ‚Sinnesorgane‘, ‚Seelenfunktionen‘ und einen ‚Leib‘ ähnlich wie andere Menschen habe, ist keines meiner Erfahrungsmomente je eine völlig integrierte und durchaus einzige Totalität, in der ein jedes einzelne nur in Funktion des Ganzen sein Dasein hätte, vielmehr bin ich auch nur ein Ort, an dem *sich mannigfache ‚Kausalitäten‘ kreuzen* ... So zeigt sich am Rande unserer personalen Existenz ein Umkreis *beinahe* unpersönlichen Daseins, das gleichsam ganz von selbst ist, wie es ist ...; erscheint die menschliche Welt, die ein jeder von uns sich geschaffen hat, umgeben von einer Welt überhaupt, der man zuerst einmal angehören muß, ehe man sich in die abgeschiedenen Räume menschlicher Liebe oder persönlichen Ehrgeizes einschließen kann. So wie man von Verdrängung im engeren Sinne spricht, wenn ich über die Zeit hinweg festhalte an einer einst gegenwärtig gewesenen Welt und diese zur Form meines ganzen Lebens mache, so kann man sagen: als vorpersönliches Zugehören zu einer Form von Welt überhaupt, als anonymes und allgemeines Dasein, spielt mein Organismus im Grunde meiner persönlichen Existenz die Rolle eines *angeborenen Komplexes*“ (ibid. 1966, 108f).

Nun, es geht um Komplexität, da der Organismus in den Kontext eingebunden ist und als temporaler im Kontinuum steht, in dem und durch das er seine Subjektivität gewinnt aufgrund von vielfältigen Entwicklungs- und Sozialisationsprozessen (vgl. dieses Buch S. 570ff), deren Wesen – das haben die angesprochenen Überlegungen *Meads* schon gezeigt – ohne ein Verständnis von Zeitlichkeit unverständlich bleibt. Den von dem französischen Phänomenologen aufgezeigten Dimensionen von persönlicher „*Verdrängung im engeren Sinne*“ und der Verdrängung als „*universalem Phänomen*“, das die Bedingtheit unseres Seins als inkarnierte Wesen verständlich macht, indem es diese in Bezug setzt zur Zeitstruktur des Zur-Welt-Seins“ (ibid. 1966, 108), sei im folgenden nachgegangen.

Verdrängung im „engeren“, d.h. auch im spezifisch „klinischen“ Sinn erfolgt, wenn „Vergangenheit in der Gegenwart“ übermächtig wird und diese in einer Weise strukturiert, daß eine einstmalige Gegenwart durch beständige Reinszenierungen den lebendigen, aktuellen Gegenwartsfluß (GG) determiniert, wenn also eine *Beständigung* oder *Fixierung* stattgefunden hat, die in jede Zukunft ausgreift und eine unentrinnbare Selbigkeit herbeizwingt. Dieses Geschehen stellt sich als Automatismus dar, der dem Subjekt verborgen bleibt und der sich seiner Handlungsmöglichkeit entzieht. Seit *Freud* sprechen wir in diesem Zusammenhang von *Verdrängung*, *Fixierung*, *Wiederholungszwang*:

„Das Phänomen der Verdrängung, von dem die Psychoanalyse spricht, besteht darin, daß jemand einen einmal eingeschlagenen Weg – der Liebe, der Arbeit, des beruflichen Fortkommens – versperrt findet, ihm aber sowohl die Kraft, das Hindernis zu überwinden, fehlt, als auch die, auf sein Vorhaben zu verzichten, so daß er in seinem Versuch sich festläuft und all seine Energie damit vergeudet, ihn unentwegt im Geist zu erneuern. *Die verfließende Zeit spült das unmögliche Vorhaben nicht mit sich fort, schließt sich nicht über der Trauma-Erfahrung*, sondern ständig bleibt das Subjekt, wenn schon nicht in seinem expliziten Denken, so doch in seinem wirklichen Sein, auf jene unmögliche Zukunft hin geöffnet. Eine unter allen Gegenwarten erhält so eine Ausnahmebedeutung: Sie überschreibt sich jeder anderen Gegenwart und beraubt diese ihres Sinnes als echter Gegenwart.

Ich bleibe der, der eines fernen Tages jener Jugendliebe verfiel, oder der, der einst in jener Welt der Eltern lebte. An Stelle des vormals Wahrgenommenen tritt Neues, ja auch neue Gefühle treten an die Stelle der einstigen, doch diese Erneuerung wandelt nur den *Erfahrungsinhalt*, nicht die *Erfahrungsstruktur*, die unpersönliche Zeit fließt weiter fort, die persönliche Zeitlichkeit aber stockt. Diese Fixierung hat nicht etwa nur die Bedeutung einer Erinnerung, sie schließt im Gegenteil die Erinnerung aus ...“ (*Merleau-Ponty* 1966, 107, meine Hervorhebung)

Diese subtilen Überlegungen sind von höchster klinischer Relevanz und fundieren ein Kernkonzept der Integrativen Therapie: „*Von den Phänomenen zu den Strukturen!*“ Im Strom der unpersönlichen, überpersönlichen Zeit, der beständig neue Szenen hervorbringt (*narrations, scripts*), neue Geschichten (*narratives*) schreibt, wandeln sich nur die Kulissen, die Phänomene sind nur *scheinbar* andere, weil sich in ihnen eine verborgene Struktur manifestiert, deren *schlechte Selbigkeit* sich als die Perpetuierung *eines* Sinnes erweist, der seinen *Bezug* verloren hat und damit un-sinnig wurde (denn Sinn ist an Relationalität gebunden). Leben verliert hier seine Lebendigkeit, Kreativität verkommt zur Perseveration, sich entwickelnde Lebenserzählung, *Biosodie*, wird zur versteinerten *Biographie*, einer Festschreibung, die Repetition ist und die Möglichkeit einer Fortschreibung verloren hat. Die Lebensgeschichte stellt nicht mehr variierbare Strukturmomente (Skripts, Narrative) für die Narration, den lebendigen Fluß des sich erzählenden Lebens, für seine kreativen, dramatischen Improvisationen zur Verfügung, sondern wird zu einer unerbittlichen Regie für die Inszenierung des Gestrigen. Derartige dysfunktional gewordene Skripts ohne Gegenwartsbezug und Chance für eine frische Zukunft, derartige fixierende, *maligne Narrative*, die Lebendigkeit, Lebensfülle und personale Begegnung (sie entgleist zur Übertragung) verhindern, machen das Wesen der meisten Neurosen aus.

„Diese Fixierung hat nicht etwa nur die Bedeutung einer Erinnerung, sie schließt im Gegenteil die Erinnerung aus, insofern eine solche das einst Erfahrene einem Bilde gleich vor uns entfaltet, die Vergangenheit aber, die unsere eigentliche Gegenwart bleibt, gerade nicht von uns Abstand gewinnt, sich ständig gleichsam hinter unserem Blick verbirgt, anstatt sich vor ihm zu entfalten. Die Trauma-Erfahrung wahrt ihren Bestand nicht in der Gestalt einer Vorstellung des objektiven Bewußtseins und als datierbares Vorkommnis, vielmehr ist es ihr wesentlich, nur fortzuleben in einem Stil des Seins und in einem gewissen Grade von Allgemeinheit. Meines ständigen Vermögens, mir neue ‚Welten‘ zu erschließen, entäußere ich mich zugunsten einer einzigen, und eben dadurch geht auch diese bevorzugte Welt ihrer Substanz verlustig und schließlich unter in einer unbestimmten Angst“ (*Merleau-Ponty* 1966, 108).

Dieser Prozeß der „Gerinnung“ von Zeit schafft „sedimentierte Zeit“, *leibhaftig*. Denn das „Stocken persönlicher Zeitlichkeit“ ist nicht nur ein Anhalten eines verbalen Redeflusses, sondern das Verlangsamen, ja Zum-Stillstand-Bringen von Handlungssprache, Handlungen als Sprache, die der lebendige Leib in die Welt setzt, über die er mit der Welt spricht – von Babyzeiten an: *narratives from the crib* (Nelson 1989; dieses Buch S. 541f) – wortlos und mit Worten, im Sprachraum und im sprachlosen Raum, wo ein *leibliches Denken*, „*thoughts without language*“ (Weiskrantz 1988), ein „Gedächtnis ohne Worte“ (Bruner 1969) wirkt. Die Fixierung dieser „stummen Sprache“, ja Zwiesprache mit der Welt (vgl. *Merleau-Ponty* 1964), die sich leiblich in der Zeit *zeigt* und sichtbar wird, geht einher mit der zunehmenden Verdrängung des Leibes. „Zumeist verdrängt (*refoule*) die persönliche Existenz den Organismus, ohne ihn je überwinden noch auch je auf sich selbst verzichten zu können, ohne je ihn auf sich oder sich auf ihn reduzieren zu können“ (idem 1966, 109).

Die Temporalität des Menschen ist lebensweltlich, d.h. leiblich und intersubjektiv begründet, und die Subjektivität seiner Existenz kann dieser Grundlage nicht entkommen. „Das eigene, persönliche Existieren ist ein nur je und je zeitweiliges“ (ibid.). Damit ist diese Existenz auch eine zerbrechliche, zugleich eine in die Zeit eingebettete und von der Zeit bedrohte, denn wodurch wird der Fluß der persönlichen Zeit zumeist ins Stocken gebracht? Durch Einbrüche aus dem übergeordneten Zeitstrom, die lebensfeindlich und entfremdend sein können und „dem Leben nur mehr einen gezwungenen Sinn zu geben“ vermögen (ibid. 109). Insofern sind wir an die Zeit, die Geschehnisse in der „unpersönlichen Zeit“ auch ausgeliefert, Zeit, die im Herzen unserer Existenz selbst wirken kann, denn „offenkundig bin ich zwar nicht der Urheber der Zeit, so wenig wie der meines Herzschlages, nicht ich bin es, der die Initiative der Zeitigung ergreift; es geschah nicht nach meiner Wahl, daß ich geboren wurde, und bin ich einmal geboren, so bricht durch mich die Zeit hervor, was immer ich tun mag“ (idem 1966, 465). Die unpersönliche Zeit ist nicht nur außerhalb von uns, so wenig wir „außerhalb“ von Welt sind. Überpersönliche und persönliche Zeit durchwirken sich – ein Strom mit unterschiedlichen Fließgeschwindigkeiten, Stromstärken und Flußmustern. Wenn wir von Lebenszeit sprechen, müßten wir uns der *Ambiguität* der Zeit bewußt bleiben, die uns letztlich unverfügbar ist. Verdrängung – es sei wiederholt – ist damit als eine Verschränkung von Persönlichem und Unpersönlichem zu sehen, als ein „universales Phänomen“ (ibid. 108). Neurose ist deshalb auch als ein ubiquitäres Phänomen zu sehen, als grundsätzliche *Möglichkeit* der menschlichen Existenz, wie die Krankheit, die nur dem medizinisierten Blick (*Foucault* 1976) und der kollektiven, projektiven Abwehr medizinischen Denkens als grundsätzli-

che *Anomalie* erscheinen kann. Die „Pathologisierung“ der Krankheit und der Neurose verkennt die *conditio humana*, das Wesen der menschlichen Existenz, in der es um noch mehr geht als um Fitness. Es geht z. B. um persönliche Integrität, um Kreativität, Mitmenschlichkeit, Engagement u.ä., die nicht an physische Validität gebunden sind, und nicht nur um das reibungslose Funktionieren eines Idealorganismus mit optimalen Laborwerten oder einer Menschenmaschine ohne Fehl und Tadel. Temporale Subjektivität entspricht diesem Phantom nicht, sondern setzt sich auf dem Hintergrund eines „erweiterten Gesundheits- und Krankheitsbegriffs“ (Petzold 1991i) mit Gesundheit und Krankheit, Gesundwerden und Krankwerden im Prozeß des Lebens auseinander. Mit einem feinspürigen Bewußtsein für diese existentielle Ambiguität des Leib-Subjektes wird sich das therapeutische Tun differenzierter gestalten – nicht nur als ein Kampf *gegen* die Neurose, ein Ringen um die Beseitigung seelischer, somatischer, psychosomatischer Erkrankung, sondern auch als ein gemeinsames Verstehen und Tragen von Leid und Belastung und Angst *über die Zeit hin* – immer wieder mit beglückenden Erfahrungen der Befreiung von Leiden und immer wieder mit schmerzlichen des Scheiterns: „Was die Zentrierung unserer Existenz ermöglicht, ist zugleich, was ihre absolute Zentrierung verhindert: das anonyme Wesen unseres Leibes ist unauflöslich in eins Freiheit und Knechtschaft. So können wir zusammenfassen: Die Zweideutigkeit des Zur-Welt-Seins selbst drückt sich in der des Leibes aus, die sich ihrerseits versteht aus der Zweideutigkeit der Zeit“ (Merleau-Ponty 1966, 110).

Der französische Phänomenologe zeigt hier die Grenzen der Subjektivität und damit auch die Grenzen von Psychotherapie auf, und er schärft uns damit zugleich den Blick für ihre Möglichkeiten. Die Grenzbestimmung liegt im Wesen persönlicher Existenz, die in ihrer Zeitlichkeit durch *Endlichkeit* charakterisiert ist, während die unpersönliche Zeit unendlich weiterströmt. Aber aus diesem Faktum, das unausweichlich ist – „einer Wunde gleich, durch die sich unsere Kraft verströmt“ (idem 1966, 110) – gewinnt unsere Subjektivität Profundität. Unsere menschliche Existenz „empfängt ihre Möglichkeit wie auch ihre Gebrechlichkeit aus der Zeitstruktur unserer Erfahrung“ (ibid. 109). In der Psychotherapie als Arbeit mit Menschen, bei denen die zentralen Probleme mit Entgrenzung, Grenzverlusten, Grenzüberschreitung, Grenzverletzung zu tun haben, im therapeutischen Tun, das selbst als „*Handeln um Grenzen*“ charakterisiert worden ist (Petzold 1969c), wo Therapeuten die Grenzen ihrer Möglichkeiten wieder und wieder erfahren müssen und diese oftmals kränkende Erfahrung und die damit verbundene Ohnmacht häufig verdrängen, verleugnen oder in das Gegenteil übermächtiger Größe und totaler Machbarkeit verkehren müssen, sind die Reflexionen Merleau-Pontys ein guter Kompaß für die unwegsamen Wegstrecken, die wir im „Dickicht der Lebenswelt“ mit unseren Patienten durchschreiten. Sie bieten auch Korrektive für unsere Bemühungen, das Machbare zu suchen, das Mögliche zu finden ... in der Praxis, wie in der Theorienbildung. Merleau-Pontys Chronosophie – und seine Zeittheorie verdient diese Bezeichnung – ist auch versichernd-verunsichernder Hintergrund für die pragmatistische Zeittheorie Meads, die wir immer wieder zur Fundierung unserer psychotherapeutischen Praxis heranziehen.

5. Identitätsarbeit und Sinnerfassungskapazität

Blickt man auf die Zeittheorien von *Mead* und *Merleau-Ponty*, so findet sich eine differenzierte Wertung der Gegenwart, durch die die Gegenwartsbetonung von *Rogers*, *Perls*, *Moreno* eine Fundierung erfahren könnte, ja die insgesamt das immer nur im Hier-und-Jetzt einer gegebenen Therapiesituation stattfindende Geschehen zeittheoretisch absichern würde. Die chronosophische Adaptierung dieser Zeittheorien und ihre Entwicklung zu einer „integrativen Zeittheorie“ für die Psychotherapie schlechthin (also nicht nur für den Integrativen Ansatz) mit ihrer Betonung der Zeitatmosphären, der perspektivisch-perichoretischen Zeitauffassung usw. muß indes, wenn sie für die Theorie und Praxis therapeutischen Handelns fruchtbar werden soll, Querverbindungen zu Persönlichkeitstheorie, Entwicklungstheorie, Bewußtseinstheorie, Psychopathologie und Interventionstheorie möglich machen (vgl. dieses Buch S. 501ff.). Dies kann natürlich im Rahmen dieser Arbeit nicht geschehen. Andererseits durchziehen zeittheoretische Überlegungen mein gesamtes Schrifttum und sind verschiedene Bereiche, z. B. die Bewußtseins-, Gruppen- oder Interventionstheorie, durch chronosophische Exkurse unterfangen worden (*Petzold* 1979f, 1981e, dieses Buch S. 233ff.). So sollen hier nur *exemplarisch* einige Reflexionen zur Verflechtung chronosophischer Reflexionen mit verschiedenen relevanten Strängen psychotherapeutischer bzw. leibtherapeutischer Theorienbildung vorgetragen werden.

Ausgangspunkt ist das gegenwärtige Kontext/Kontinuum, das in einem extendierten, perspektivischen Hier-und-Jetzt erfahren wird als *historische und prospektive Gegenwart*. In diesem strukturellen Zusammenhang inszeniert sich menschliches Leben als Vollzug, geschehen Akte der „Emergenz“, erzählt sich *Biosodie*, schreibt sich *Biographie* oder wird geschrieben. Daraus folgt, daß das Kontinuum einer Lebensgeschichte, einer Lebenserzählung, eines Lebensentwurfes *insgesamt* und das Kontinuum eines Behandlungsvollzuges *insgesamt* Gegenstand der gemeinsamen Arbeit in der Therapie werden müssen, denn im therapeutischen *Geschehen* erzählt sich die *Biosodie* als lebendige Narration fort und sedimentiert sich *Biographie* als erzählte Geschichte. Auf diesem Grund werden dann neue *sinn-volle* Lebensentwürfe möglich (*Petzold* 2001k).

In meiner Identitätstheorie (*Petzold* 1984i, dieses Buch Einführung Abb. 7, S. 73ff, 322f, *Müller*, *Petzold* 1999; zusammenfassend 2001p) habe ich genau diese Kontinuumsdimension als zentrales Moment herausgearbeitet. Identität ist nicht nur *Geschichte* und *Geschehen*, sie ist auch *Entwurf*, *Prospektion*, als ausgefaltete Struktur des Leibselbst an die Temporalität des Leibes gebunden. Identität als *Verkörperung* gesellschaftlicher Verhaltenserwartungen bzw. sozialer Attributionen ist damit immer auch leibliche *Formung des Selbst*. Der Übergang vom „archaischen Leibselbst“ zum „reifen Leibselbst“, das über ein funktionsfähiges Ich und eine prägnante Identität verfügt (dieses Buch S. 541ff), ausgebildet in den Prozessen der Sozialisation und Entwicklung, ist ohne ein Konzept von Temporalität nicht verstehbar (dieses Buch S. 326ff, 233f, 282f). Leibhaftige Identität konstituiert sich also in „*Kontext und Kontinuum*“ (idem 1974k, 1988m, 1967f), in Lebenslagen, „social worlds“, „life style communities“ (*Müller*, *Petzold* 1999). Das Subjekt ist, in aller Sozialisationsbestimmtheit, immer auch „produktiver Wirklichkeitsverarbeiter“ (*Hurrelmann* 1995), „*producer of his own development*“ (*Brandstädter* 1984, 1985). Diese Erkenntnis moderner Entwicklungspsychologie sollte nicht

ausgeblendet werden (aber auch keine einseitige Überbetonung erfahren). Nur auf dieser Grundlage wird Psychotherapie, Persönlichkeitsentwicklung, Identitätsarbeit überhaupt möglich als „Arbeit in der Zeit“, in der Dauer:

„Dauer ist ein kontinuierliches Übergleiten einer Gegenwart in die andere. Die Gegenwart ist ein Übergang, der aus Prozessen besteht, dessen frühere Phasen in bestimmter Hinsicht ihre späteren Phasen bestimmen. Wirklichkeit liegt also immer in einer Gegenwart. Wenn die Gegenwart vorbei ist, ist sie keine Wirklichkeit mehr. Es erhebt sich die Frage, ob die Vergangenheit, die in unserer Erinnerung und in unseren noch weiter rückwärts gerichteten Projektionen auftritt, sich auf Ereignisse bezieht, die in solchen beständig ineinander übergehenden Gegenwart existieren, oder auf jene Phase, welche Bedingung für die gerade vorbeiziehende Gegenwart war, die uns erlaubt, unser Verhalten in Richtung auf die Zukunft, die auch in der Gegenwart entsteht, zu bestimmen. Ich würde das letztere behaupten. Meine Position besagt, daß die Vergangenheit so konstruiert ist, daß sie sich nicht auf Ereignisse bezieht, die unabhängig von der Gegenwart Realität haben, die der Sitz von Wirklichkeit ist. Die Vergangenheit bezieht sich vielmehr auf die vorübergehenden Bedingungen der Gegenwart, die Voraussetzung für intelligentes Verhalten sind. Es ist dabei klar, daß das Material, aus dem diese Vergangenheit konstruiert wird, in der Gegenwart liegt“ (Mead 1969, 411).

Diese zeittheoretischen Überlegungen, wie sie im Voranstehenden entfaltet wurden, auf identitätstheoretische gewendet, führt zum Konzept einer beständigen „*Identitätsarbeit*“ (Petzold 1969b, dieses Buch S. 672ff), wobei es nicht nur oder gar ausschließlich um die Gewährleistung einer „konsistenten“ Identität als fester Größe geht – Adorno, Levinas, Derrida, Lyotard u.a. haben auf die Probleme eines solchen Konsistenzzwangs hingewiesen (Petzold 1993d; Stross 1991; vgl. Frey, Haußer 1987) –, sondern vielmehr um ihre kreative Offenheit, die eine stets neue Bestimmung von Identität unter *Bedingungen von Kontinuität und Diskontinuität* erforderlich macht. Die Gewährleistung dieser Balance ist genauso wichtig wie das *Balancieren* zwischen Selbst- und Fremdattributionen (Krappmann 1969; Dubiel 1974; Habermas 1971; Petzold, Mathias 1983). Das „Balancieren“ auf der temporalen und der intersubjektiven Dimension erweist sich bei genauer Betrachtung als ein Ko-respondieren (Petzold 1978c, 1991e) mit anderen Subjekten im Kontext, mit verinnerlichten Anderen (GV), mit sich selbst (GG), dem „inneren Gefährten“, zu welchem man sich im Prozeß der Sozialisation (GV) herangebildet hat. In diesem Ko-respondenzprozeß wird Vergangenheit von einer Gegenwart her auf ihren *Sinn* hin ausgeleuchtet, und dabei kann eine memorierte Szene, allein schon durch den Akt der *Memoration*, ein evoziertes Ereignis allein schon durch den Akt des *retrievals* überformt werden bis in die Struktur der Mneme hinein (Nelson 1986). Gedächtnisinhalte sind keineswegs invariante, zeitüberdauernde Größen, die von Nachfolgendem unbeeinflusst bleiben (vgl. Loftus 1971; vgl. dieses Buch S. 559ff). Jede neue Gegenwart bietet deshalb die Chance, daß ein einstmals gefundener Sinn sich verändert, ausweitet, anders nuanciert. Im Vorgriff auf die Zukunft kann sogar eine Gegenwart schon als Vergangenheit begriffen werden und – in antizipatorischen Akten – sogar eine Zukunft. Damit wird das *Volumen möglichen Sinnes* extendiert, wird die „historische Qualifizierung des Früheren durch Späteres ausgeweitet auf die noch ausstehende Einholung des Vergangenen (und Gegenwärtigen) durch eine Zukunft, in welcher das Vergangene von der Endgültigkeit seines Vergehens befreit wird“ (Angehrn 1985, 337). Die *Zeitmodalitäten* und die in ihnen geschehenen Ereignisse werden in der Gegenwart mit Bezug auf unterschiedliche Vergangenheiten (etwa in unterschiedlichen Schichten der Erinnerung oder Niveaus der Regression) und verschiedenen Ebenen von Zukunft (nahe oder fernliegende Antizipationen) „über die Zeit hin“ mit wachsender *Sinnerfassungskapazität* (Petzold 1970c, 1984i) interpretiert – bei seelischen oder cerebralen

Erkrankungen (z.B. Demenz, Schizophrenie mit Defektbildung), aber auch mit abnehmender *Sinnerfassungs-, Sinnverarbeitungs- und Sinnschöpfungskapazität* (2001p).

„Ich verweise auf die Erinnerungsbilder und das Beweismaterial, aus dem wir die Vergangenheit bilden, und darauf, daß jede neue Interpretation unseres Bildes von der Vergangenheit in einer Gegenwart liegt und nach dem logischen Beweischarakter beurteilt werden wird, den solche Daten für eine Gegenwart besitzen. Es ist ebenso klar, daß wir uns aufgrund dieser Daten und ihres gegenwärtigen Stellenwertes nicht auf eine reale Vergangenheit berufen können, um unsere Konstruktion zu überprüfen. (...) Wir denken nicht über eine letztlich unveränderliche Vergangenheit nach, die sich hinter uns ausdehnt und in ihrer Gesamtheit keiner weiteren Veränderung unterworfen ist. Unsere Rekonstruktionen der Vergangenheit variieren in ihrem Umfang, aber sie enthalten niemals Reflexionen über die Endgültigkeit ihrer Befunde. Sie sind immer beträchtlichen, wenn nicht gar vollständigen Umformulierungen unterworfen, wenn spätere Beweise entdeckt werden. Selbst das *lebendigste Erinnerungsbild kann irreführend sein*. Mit einem Wort, wir erhalten unsere Sicherheit niemals durch eine Übereinstimmung zwischen der konstruierten Vergangenheit und einer Vergangenheit, die unabhängig von dieser Konstruktion wäre“ (Mead 1969, 259, meine Hervorhebung).

Hier nun ist auf *Merleau-Pontys* Überlegungen zur persönlichen *Verdrängung* als Beständigkeit zurückzugreifen, die es ermöglicht, Vergangenheit nicht nur über den mnestischen Niederschlag von Atmosphären und Szenen, der der Überformung durch spätere Ereignisse ausgesetzt ist, zu konstituieren, sondern über *Monumente*, die als Zeugen einstmaliger Gegenwart von Verganzenem gegenwärtig künden. Die Einschreibungen des Lebens in den Leib, Haltungen, Lach- und Gramfalten, Symptome sind die beeindruckendsten Zeugnisse solcher Geschichte, die prägend wirkte und ihre Spuren hinterlassen hat in geformter, zuweilen deformierter Leiblichkeit (vgl. dieses Buch S. 856ff). Nur sind diese *Monumente* dem so Gezeichneten oft nicht bewußt, er vermag die „Botschaft der Symptome“ (Petzold 1990l) nicht zu erfassen, die Zeichen nicht zu sehen, geschweige zu lesen, denn sie sind ihm ausgeblendet, sie liegen nicht in der „Lichtung“, offen zugänglich für ihn. So braucht er den „anderen Blick“ und den Hinweis, das Hindeuten, die Deutung des Anderen (idem 1988p, dieses Buch S. 267ff). Die Verdrängung in ihrer leibhaftigen Manifestation ist die *anwesende Geschichte*, die sich perpetuiert als eine Selbigkeit, die – wenngleich nicht umwandelbar – persistenter ist als bloße Erinnerung. Der gebeugte Rücken gibt Kunde von einer Geschichte der Unterdrückung, sei sie nun dem Subjekt bewußt oder nicht, denn es muß diese Geschichte weitervollziehen, wenn ihm nicht Befreiung zuteil wird. Diese aber liegt nicht allein in einer verbalen, kognitiv einsichtigen Interpretation der unbeachteten, verleugneten, verdrängten Zeichnungen des Leibes und der Situationen, in denen der Leib gezeichnet wurde, sondern die Befreiung liegt in einer leibhaftigen Neuinterpretation als Umformung (Petzold 1990b; Petzold, Orth 1990c), durch die vom Subjekt in kokreativer Aktion mit dem Therapeuten und relevanten Menschen seiner Lebenswelt „neue Zeichen“ gesetzt werden, und das bedeutet, daß an die Stelle der Niedergeschlagenheit und Gebeugtheit eine Aufrichtung treten kann. Auch die Verdrängung also und die in ihr etablierten, fixierenden Narrative, die typisierten, starren Formen sind nicht invariant, sondern können für neue Metamorphosen geöffnet werden. Damit wird ein Prozeß durch *leibhaftige Interpretation* reversibel, den *Merleau-Ponty* wie folgt beschrieben hat: „So ist die Verdrängung gleichsam der Übergang vom Existieren in erster Person zu einer Scholastik der Existenz, die nur noch lebt von einer einstigen Erfahrung oder gar nur von der Erinnerung, diese einstmals gehabt zu haben, sodann nur von der Erinnerung, diese Erinnerung gehabt zu haben und so weiter, bis ihr endlich nur mehr die typische Form verbleibt“ (Merleau-Ponty 1966, 108), und diese ist ein *Modus oder Stil beschädigten und beeinträchtigten leiblichen Existierens in der Welt* (mit allen damit einhergehenden somatischen,

psychischen, kognitiven, sozial-interaktiven Manifestationen bzw. Symptomen). Natürlich ist die Frage berechtigt, ob nicht auch schon die Verleiblichung (*incorporation* im Sinne *Marcels* 1985 oder *Merleau-Pontys* 1966), die *Einleibung* (*Schmitz* 1965, 1989) schon eine Form der Interpretation ist und damit das *Monument*, das Relikt, das Narrativ oder Skript – wie immer man es nennen will – die Weitergabe eines interpretativen Aktes und seiner Sedimentation ist. Diese Frage ist zu bejahen, weil schon die Wahrnehmung, durch Sozialisation geprägt (*Holzkamp* 1972), ein Interpretationsvorgang ist, und damit ist vergangene Wahrnehmung und ihr symbolischer Niederschlag – sei er nun sprachlicher, ikonischer, gestischer Art – *Interpretation*.

Daraus folgt: „Es gibt keine interpretationsfreie vergangene Wirklichkeit, an der wir unsere Rekonstruktionen der Vergangenheit überprüfen könnten. Die Vergangenheit ist kein objektiver Tatbestand, der in einer interpretationsfreien Beobachtungssprache beschrieben werden könnte. Selbstverständlich können wir sagen, daß früher etwas geschehen ist. Was jedoch geschehen ist, ist eine Frage, deren Beantwortung eine Interpretation erfordert. Erst mit dieser interpretativen Rekonstruktion wird Vergangenheit gebildet“ (*Straub* 1989, 104). Die narrative, d.h. verbale, ikonische, szenisch-dramatische Interpretation von Vergangenem konstituiert das Subjekt, erschafft *Identität*. Die Interpretation der eigenen Geschichte, der interpretative Zugriff auf eine antizipierte Zukunft mit einer jeweils gegebenen *Sinnerfassungskapazität* schafft *Sinn* für eine Gegenwart und läßt die Fähigkeit, Sinn zu erfassen, wachsen. Diese Interpretationsleistungen erfolgen überwiegend unbewußt. Gleichsam selbstverständlich gilt eine *neugewonnene Erkenntnis*, etwa eines pubertierenden Jugendlichen über das Sexualverhalten von Männern und Frauen, uneingeschränkt – ohne daß er diese auf alle Männer-Frauen-Verhältnisse, die in seiner Lebensgeschichte aufgetaucht sind, je spezifiziert umsetzen mußte – für alle vergangenen, gegenwärtigen und alle zukünftigen Mann-Frau-Konstellationen. Derartige Generalisierungen bleiben unbewußt und können nur im Einzelfall einmal ins Bewußtsein treten (vielleicht in unserem Beispiel, etwa bei der Umsetzung auf die Partnerschaft der eigenen älteren Schwester o.ä.). Insgesamt wird indes der Erkenntnisschritt als „generalisierte Erkenntnis“ und „fundierendes Wissen“ in einer Weise verallgemeinert, die gültig bleibt, bis daß eine neue Erkenntnis wiederum zu einer Umbewertung, zu einer neuen Interpretation führt und damit zu einem neuen Sinn, zu neuen Bedeutungszusammenhängen.

6. Narrative Wahrheit als narrative Praxis

Die Frage nach der Wahrheit in autobiographischen Berichten ist – schon aufgrund „fallacies“ des *autobiographischen Memorierens* (*Conway* 1990) – nicht einfach und keinesfalls „eindimensional“ zu beantworten. *Labov* und *Waletzky* (1967) haben in ihrer einflußreichen Arbeit die *referentielle Funktion* der Narration – diese bezieht sich auf die Beschreibung von vergangenen Fakten in ihrer zeitlichen Folge – von der *evaluativen Funktion* unterschieden, die darauf gerichtet ist, herauszuarbeiten, was die Ereignisse der Vergangenheit für die Gegenwart bedeuten, mit Blick auf die Menschen der Situation, in der die Narration sich vollzieht. Die Erwartung dieser Zuhörer „färbt“ die Geschichte. Sie ist nicht mehr nur eine „recapitulation“ vergangener Ereignisse, sondern führt auch zu „Versionen“ (*ibid.*), die für den Erzähler eine Funktion haben, durch die er gegebenenfalls etwas erreichen will, z.B. eine emotionale Reso-

nanz, etwa des Mitleids oder des Lobes oder der Bewunderung. Die unterschiedlichen *Versionen* können durchaus den Charakter „subjektiver Wahrheit“ haben und in aller „*sincerity*“ (Thomas, Znaniecki 1958; Schaw 1966) erzählt werden, so daß wir von einer „narrativen Wahrheit“ sprechen können, die einen „funktionalen“ oder einen „dysfunktionalen“ Charakter haben kann (Petzold 1969b). Funktionale „*narrative truth*“ wird nicht am Kriterium von „Wahrheit und Lüge“ gemessen, sondern an dem subjektiver Wahrhaftigkeit (*sincerity*) und an den durch „*narrative truth*“ möglichen Wegen stimmiger und realitätsadäquater Lebensbewältigung. „Dysfunktional narrative Wahrheit“ erweist sich an den Störungen, die sie im Lebenszusammenhang des Erzählers (einen gesunden Kontext vorausgesetzt) und in seinem Selbsterleben bewirkt und bestärkt.

Narrationen können, darauf sei noch verwiesen, eine gewisse *ästhetische Qualität* und damit eine „ästhetische Wahrheit“ haben, wie in Goethes Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“ in beeindruckender Weise deutlich wird (Niggel 1977, 1114). Auch die ästhetische Dimension ist bedeutsam, weil durch sie für den Erzähler ein Erleben der Stimmigkeit, des Gerundeten, einer Schönheit gewonnen werden kann, die eine heilende Qualität freisetzen kann. In der poesietherapeutischen Arbeit (Petzold, Orth 1985) verwenden wir deshalb Tagebuch, Lebenslauf, biographische Erzählung als therapeutische Angebote. In der Begleitung Schwerkranker und Sterbender wird die „Aufzeichnung der Lebensgeschichte“, das Schreiben eines Lebensvermöchsnisses zu einem Weg, auf der letzten Strecke des Lebens Hilfen zur Integration zu geben (Petzold 1982j).

Die psychotherapeutische Arbeit mit „erzählten Autobiographien“ muß die moderne **Biographiarbeit** (Petzold 2001b) und **Biographieforschung** (vgl. Chamberlayne et al. 2000; Jolly 2001; Sheridan et al. 2000; Perks, Thomson 1998; Plummer 2001) beziehen. Sie sollte z.B. die Differenzierung von historischer, ästhetischer und narrativer Wahrheit berücksichtigen. Sie muß ähnliche Gesichtspunkte in Betracht ziehen, wie die von der Biographieforschung aufgezeigten und hier vorgestellten: das Moment der Zuhörerschaft (etwa eine Gruppe), der situativen Erwartung (etwa von seiten des Therapeuten), der vorgängigen Erzählerfahrungen („Meine Krankengeschichte habe ich schon zehnmal erzählt!“), das der angestrebten Effekte („Ich will meine Rente durchbekommen.“). Es muß der persönliche, motivationale Hintergrund gesehen werden, aufgrund dessen eben diese *Version* Lebensgeschichte erzählt wird und oft nicht anders erzählt werden kann, aber auch der Kontext der aktuellen Situation und die in ihr liegenden Notwendigkeiten, durch die Narration die eigene Identität sichern. *Identität* wird hier im Sinne unseres theoretischen Ansatzes (dieses Buch S. 431ff; Petzold, Mathias 1983) als eine „symbolische Struktur“ gesehen, die eine mittlere Kontinuität und eine gewisse Konsistenz in den Wandlungen des Lebens oder in der Vielfalt von Welt sichert (vgl. Döbert et al. 1977, 9; Frey, Haufser 1987). Die Identität des „reifen Selbst“, und damit die Gesamtpersönlichkeit, ist ja nicht statisch. Sie ist durch einen permanenten Interpretationsprozeß gekennzeichnet, das heißt auch eine Restrukturierung vergangener Ereignisse entsprechend den Erfordernissen der gegenwärtigen Lage bzw. Situation (Fischer 1978). Der autobiographische Bericht in der therapeutischen Situation ist also immer vom Fluß einer länger zurückliegenden oder auch rezenten Lebenserzählung abhängig und bestimmt von der gegenwärtigen Lebenssituation „a description of selected facts and events concentrated around the author's every day life, stressing some of them which seem to him more important“ (Szczepanski

1981, 229). Die berichteten „objektiven Fakten“ (Beschreibung von Gegenständen, von Datenangaben, Berichte über Lokalitäten, körperliche Verletzungen – all das kann durch andere Quellen verifiziert werden, die Verletzung gar durch Vorzeigen der Narbe, also leibhaftig) gewinnen letztlich ja Bedeutung durch die „subjektiven Fakten des Erzählers“. „He is what he wants to tell first about his state of mind, his attitudes, values, patterns of behavior etc.: What could be called the expression of his ‚ego‘. Secondly there is indirect information which could be termed the expression of his ‚unconscious‘“ (Szczepanski 1981, 230). Autobiographische Erzählungen sind demnach vielschichtig. „We cant find – speaking metaphorically – several ‚layers‘ of information of differing ‚thickness‘“ (ibid. 229). Derartige „layers“ sind für den Erzähler oft selbst nicht auszumachen, können zu Verwirrung in seiner Selbstinterpretation führen und damit zu neurotischen Symptomen, sie erweisen sich damit als eine „*dysfunktionale narrative Wahrheit*“. Psychotherapeutische Hermeneutik ist von dem gemeinsamen Bemühen gekennzeichnet, in solch „verstrickte Geschichten“ (Schapp 1953) eine gewisse Ordnung zu bringen, das heißt immer auch, einen Sinn zu schaffen, und für diesen ist häufig das Herausschälen eines „historischen Wahrheitskerns“, wie überformt er auch immer sein mag, für viele Patienten äußerst wichtig. So stellen sie Recherchen über ihre Herkunft an, beschaffen sich Akten, Krankenberichte früherer Klinikaufenthalte. Sie befragen ihre Eltern, Nachbarn, Verwandte, durchstöbern Tagebücher, Fotoalben, Briefe, um zu erfahren, „wie es wirklich war“. *Historische Wahrheit* wird also als sehr wesentlich gesehen, um Materialien zur eigenen Biographie zu erhalten, und man sollte diese Suche von Menschen „nach der verlorenen Zeit“ (Proust hat sie beeindruckend dokumentiert) ernst nehmen, auch wenn die aufgefundenen Materialien dann wieder in Narrationen eingebaut werden und dies in einer Form, daß erneut „*narrative Wahrheiten*“ entstehen, deren „*historische Kerne*“ umso prägnanter bleiben, je weniger Fakten durch Abwehrprozesse disfiguriert werden müssen und deren faktische Substanz umso geringer ist, je mehr inadäquate Strategien der Identitätsarbeit zum Tragen kommen und „*dysfunktionale narrative Wahrheit*“ produzieren (vgl. jetzt umfassend 2003g, 2001b).

In der hermeneutischen Arbeit der Psychotherapie wird es – wenn sie gelingt – möglich, verschiedene Strategien aufzudecken, nach denen ein Individuum die Fakten seiner Biographie arrangiert oder rearrangiert. „The image of the self is never just a simple reflection of the experiences related to the self: It always includes a specific response to the ‚Why‘ of the development of self. Everyone builds his or her own theory about the history and the cause of his or her life by attempting to classify his or her particular successes and fortunes, gifts and choices, favorable and unfavorable elements of his or her fate according to a coherent, explanatory principal and to incorporate them within a *historical unit*“ (Hankiss 1981, 203). Das Subjekt benutzt also Geschichten zur Selbstexplikation seiner Geschichte und natürlich seiner Gegenwart, ja für die Entwürfe seiner Zukunft. Die Strategien des „*rearrangements*“, die Art und Weise, wie das Bewertungs- und Explikationssystem (*valuation, appraisal*) seiner Identität bzw. seines Selbst ausgerichtet ist (vgl. dieses Buch, S. 433ff, 670ff), kann für psychotherapeutische Interventionen von großer Bedeutung sein. Hankiss (1981) hat aufgrund der Durchsicht von Hunderten von Biographien folgende Strategien unterschieden:

1. Die „*dynastische Strategie*“, in der der Erzähler versucht, die gegenwärtige Lebenssituation in *direkter, linearer* Weise von seinen Kindheitssituationen abzuleiten, indem er seinen Er-

folg seinen positiven Familientraditionen, der Unterstützung durch seine „Dynastie“ zuschreibt.

2. Die „*antithetische Strategie*“, wo das Individuum affirmiert, es habe trotz seiner schwierigen Kindheitssituation im Leben etwas erreicht.
3. Die „*kompensatorische Strategie*“, in der Kindheitsereignisse als positiv dargestellt werden, um ein Gegengewicht zu Problemen und Krisen in der gegenwärtigen Lebenssituation des Subjekts zu erhalten.
4. Die „*selbst-exkulpierende Strategie*“, die im Gegensatz zur „dynastischen Strategie“ gegenwärtige Lebensprobleme von schlechten Kindheitsbedingungen ableitet und diese für gegenwärtiges Versagen verantwortlich macht.

In einem therapeutischen Prozeß werden wir diese Strategien in reiner Form oder in Kombinationen finden. Man wird sicher noch eine Vielzahl anderer Strategien herausarbeiten können, die dazu führen, daß Inszenierungen des Lebens immer in der gleichen Weise verlaufen und eine „*dysfunktionale narrative Wahrheit*“ (Petzold 1969b) aufrichten. Wir haben es damit mit *malignen „Scripts“*, „*Narrativen*“ oder „*Szenarien*“ zu tun, aber im Unterschied zu *Alfred Adlers* Lebensstilen oder *Eric Bernes* Scripts sind diese Muster – so *Hankiss* (1981) – nicht nur in „früher Kindheit entstanden und endgültig abgeschlossen, um dann nach eigenen Regeln zu funktionieren; meiner Meinung nach – und ich bin zu dieser Auffassung aufgrund der Analyse von einigen hundert Biographien gekommen – ist der Verlauf des Lebens einer Person von einer *besonderen Dualität vorgeformter Muster einerseits, und der permanenten Bestätigung der eigenen Wahlen dieser Person andererseits* bestimmt. Das Lebensmodell eines erwachsenen Menschen ist wahrscheinlich das Resultat von zahllosen ‚Wandlungen‘, Schlüsselerlebnissen, seien sie nun persönlicher oder historischer Natur, die den Menschen beständig dazu führen oder ihn zwingen, neue Modelle, neue Lebensstrategien zu selektieren“ (ibid. 204).

Eine solche *Dialektik* von Narrativ und Narrationen kennzeichnet das gesunde Individuum. Werden die „*prefixed patterns*“, die Narrative, aber übermächtig, so können neue, situationsadäquate und wirklichkeitsgerechte Strategien nicht entwickelt werden. Es regiert die Vergangenheit (die persönliche wie die kollektive) über die Gegenwart, in der die Ereignisse nicht mehr „stimmig“ verbunden werden können und Verwirrung, Chaos entsteht und Sinnstrukturen zerfallen: Sinnlosigkeit, Unsinn, Wahnsinn können die Folge sein oder die Stabilisierung eines „falschen Sinnes“ (man denke an die Sinnfolien der NS-Ideologie), den es zu destruieren gilt (Böhme 1980). Auf jeden Fall wird die Konstituierung einer funktionalen persönlichen Wahrheit und ihrer sinnvollen Verbindung mit den Wahrheiten anderer Menschen aus der „relevanten Umwelt“ gestört oder verunmöglicht.

Es dürfte deutlich geworden sein: Sinnkonstitution besteht im Herstellen einer stimmigen neuen Relationalität zwischen Personen, Gegenständen, zeitlichen Ereignissen, Lokalitäten, Situationen und zwar dergestalt, daß Skripts, „alte Geschichten“ durch „neue Ereignisse“ plötzlich in einem „neuen Licht“ dastehen. Eine neue *Folie* steht zur Verfügung, und die bisherigen Szenen und Skripts zeigen eine andere Struktur. Zumeist wird eine solche „neue Perspektive“ in intersubjektiven Erfahrungen bzw. Ko-respondenzprozessen gewonnen. Sie verändert die vorgängige Erfahrung bis in die Speicher des Gedächtnisses hinein (dieses Buch

S. 549ff, 559f, 670ff). Die Chronik wird z.T. neu geschrieben, alte Bilder werden übermalt, manchmal bis zur Unkenntlichkeit, d. h. bis zum Verlust der ursprünglichen Ereignisse. Skripts revidieren sich im Verlauf der menschlichen Entwicklung (Nelson 1986, 1987) – über das Leben hin, in mehr oder weniger großem Umfang. Schon Freud sah sich veranlaßt, sich „mit der *heikelsten Frage* der ganzen analytischen Lehre“, der der verdrängten frühen Erfahrungen, „kritisch zu beschäftigen“, daß nämlich „die von der Analyse behaupteten, vergessenen Kindheitserlebnisse – in unwahrscheinlich früher Kindheit erlebt! – viel mehr auf Phantasien beruhen, die aus späteren Anlässen geschaffen wurden“ (Freud 1918b, GW 12, 137).

Eine solche Konzeption, wie die hier vorgestellte, hat nicht nur sehr weitreichende epistemologische Konsequenzen – sie steht gegen jedwede positivistische Verkürzung, auch die des positivistischen Freud (denn diese Seite findet sich durchaus beim „Vater der Psychoanalyse“) –, sondern sie hat auch praxeologische (behandlungsmethodische und technische) Auswirkungen und erhebliche Konsequenzen für eine kategorial-klassifikatorische (d.i. psychiatrische) oder struktural-klassifikatorische (d.i. psychoanalytische) Diagnostik. Klassifikationssysteme, die ausschließlich anhand von Symptomkatalogen vorgehen oder nach typischen psychodynamischen Konfliktkonstellationen bzw. Strukturproblemen blicken, ohne unter Einbezug von Kontext und Kontinuum Rekonstruktionsarbeit „von den Phänomenen zu den Strukturen“ zu leisten, geraten in erhebliche Schwierigkeiten.

Diese sind denn auch von epistemologisch reflektierten und klinisch kritischen Psychoanalytikern durchaus bemerkt worden – um ein Spektrum unterschiedlicher Bewegungen zu nennen, sei auf Kris (1956), Lorenzer (1972, 1977), Spence (1982a, b), Schafer (1976, 1980a, b) verwiesen. Die schon kurz aufgeworfene Frage nach der historischen, narrativen, ästhetischen und damit auch nach der theoretischen Wahrheit in der Psychotherapie ist ein Thema, das hier nicht über die voranstehenden Konzepte der Integrativen Therapie hinaus behandelt werden kann. (In der Kritik stehen wir den Positionen von Spence nahe, in denen der Lösungswege allerdings nicht). Unsere mit Bezug auf Mead dargestellten Konzepte treffen in eine Kernproblematik, auf die Freud selbst immer wieder zurückkam und für die er immer wieder neue Lösungen – oft unter erheblichen Revisionen seiner Theorie (der Traumatheorie der Pathogenese z.B.) vortrug. Ob ein umfangreicher Wahrheitskern in den Berichten der Patienten – die zumeist ja Erzählungen sind – liegt oder wenigstens „ein Körnchen“ historischer Wahrheit (vgl. Freud 1937), ist schwer zu entscheiden und war Freud gegen Ende seines Lebens wohl selbst immer weniger gewiß, wenn er mehr zur *Konstruktion* als zur *Rekonstruktion* tendierte (idem 1937). Tiefenhermeneutische Konzeptualisierung ist diesen Weg der Zentrierung auf „narrative Wahrheit“ als Konstituierung einer *inneren Kohärenz* von Biographie gegangen. Wir stützen diesen Weg durch unsere Argumentationen noch zeittheoretisch und gedächtnistheoretisch (dieses Buch S. 549ff, 670ff) ab, ohne damit auf den „Kern“ historischer Wahrheit glauben verzichten zu müssen.

Narrative Erklärung bedeutet „to reorganize facts into a meaningful whole which constitutes a single and continuous history“ (Ricaeur 1977, 861). Jedoch muß gefragt werden: nach welchen Kriterien und mit welcher Gültigkeit? Schafer und andere halten hier Antworten bereit, die nicht von der Hand zu weisen sind, die aber auch nicht befriedigen: „On this account, only a radically relativistic conception of psychoanalysis will do. No stand may be taken on a single reality to be arrived at by purely objective analysis. Accordingly, the criteria of validity of psy-

choanalytic interpretation are those of coherence, consistency, comprehensiveness, and ultimately, conformity with refined common sense ... In saying there is no single knowable reality as a final test of truth, one establishes a basis for characterizing psychoanalysis as a narrative method of constructing a second reality“ und diese sei – so fährt *Schafer* (1980a, 82) fort – Poesie, Kunst, Märchen und Mythen verwandt. Zweifelsohne haben *Biosodien* bzw. *Biographien* eine rhapsodische Qualität und können unter ästhetischen und poetologischen bzw. erzähltheoretischen Gesichtspunkten betrachtet werden; zweifelsohne können Interpretationen eine „zweite Realität“ konstituieren, die heilend wirken kann. Aber dies ist allenfalls ein „Weg der Heilung“ – wir nennen ihn den „ersten“ (*Petzold* 1988n, 218ff), und auch die *narrative Wahrheit* ist – wie aufgezeigt – nur eine unter verschiedenen Wahrheitsmöglichkeiten. Auf die Probleme einer kohärenztheoretischen Argumentation habe ich an anderer Stelle hingewiesen (dieses Buch S. 106ff). Eines der bedenklichsten ist die Konstituierung einer „malignen Narration“ zwischen Analytiker und Analysand – und das ist schlimmer als das Verfehlen narrativer und auch historischer Wahrheit. Daß sich „theoretische Wahrheit“ (über Psychopathologie oder therapeutische Wirkfaktoren) in der Linie eines solchen Diskurses nicht finden läßt, hat *Spence* (1982a, b) mit guten Gründen dargelegt. Dazu kommt: „It should be born in mind that narratives are notoriously accommodating, because they are almost infinitively flexible“ (idem 1982b, 48). In ihnen ist historische und psychische Wahrheit durchmischt, und es kann in der Tat nicht darum gehen, „to write the best possible story“ (ibid. 52), deren intersubjektive Nachprüfbarkeit kaum gegeben ist – und mit dieser steht und fällt der Aufbau einer überprüfbaren Theorie, die allein uns vor der Beliebigkeit bewahrt. Wir geraten hier in die Probleme eines Diskurses, der – *kontext- und leibenthoben* – sich in einem Netz von Erzählungen und Interpretationen verfängt, und dies um so mehr, je ausschließlicher er sich auf das Hier-und-Jetzt der analytischen Situation richtet, deren Material es zu interpretieren gelte (*Lang* 1980). Die Lebenswirklichkeit *in situ* des Patienten wird dabei genauso ausgeblendet, wie die noch zugängliche Geschichte über das Befragen von Eltern, Angehörigen, das Beschaffen von Dokumenten zur persönlichen Geschichte – wir arbeiten in der Integrativen Therapie viel mit Tagebüchern und Fotoalben. Beides aber, Lebenskontext und zugängliche Geschichtsträger, müßten aufgesucht und einbezogen werden, denn über sie zeigt sich jenseits von Setting-Artefakten das „Verdrängte“ (im Sinne *Merleau-Pontys*) in den Phänomenen der alltäglichen Interaktion. Die Beobachtung der Übertragung im Therapieraum kann die Beobachtungen der Beziehungen im Lebensraum nicht ersetzen, wie *Moreno* (1924) schon postulierte und Sozio-, Familien- und Milieuthérapie demonstrieren. Will man Pathologie verstehen, wird beides unverzichtbar, ähnlich wie historische, ästhetische und narrative Wahrheit keine Alternativen darstellen, sondern drei Wahrheitsmöglichkeiten, deren Verhältnis es zu bestimmen gilt. Verdrängtes zeigt sich in dieser Relation und im Diskurs über dieses Verhältnis genauso, wie es sich in der Sprache der Symptome, in den Ausdrucksformen des Leibes, d.h. in Mimik, Gestik, Haltung, Bewegung zeigt. Das Verdrängte offenbart sich in den Beziehungen des Alltags, wie in denen einer therapeutischen Gruppe und auch in den kreativen Produktionen medialer und intermedialer Arbeit (*Petzold, Orth* 1990c). So gelingt es auf vielen Wegen, sich möglichen Wahrheiten zu nähern und gegebenenfalls eine *konsensuelle Wahrheit* zu finden, in der dies alles konvergiert, wird es möglich, ko-respondierend „von den Phänomenen zu Strukturen zu kommen“, die die aktuelle Biosodie, die Lebensgeschehnisse beeinflussen. Strukturen können ko-respondierend erfaßt und erarbeitet werden, und derartige Ko-respondenzprozesse sind in der Regel weitgehend intersubjektiv nachvollzieh-

bar. Sie wirken heilend, weil sie einen „neuen Sinn“ ermöglichen – durchaus als „secondary reality“, aber mehr noch, weil der Prozeß *ko-respondierender Narration* gute intersubjektive Qualitäten schafft, die verinnerlicht werden können. Das allein schon ist das Schreiben einer neuen Geschichte. Eine solche „*ko-respondierende narrative Praxis*“ (Petzold 1969b, 1988k) versucht, nicht nur eine „narrative Wahrheit“ zu konstituieren, „ästhetische Wahrheit“ zu ermöglichen (etwa in poesie- oder kunsttherapeutischer Arbeit, vgl. Heinermann 1990) oder eine „historische Wahrheit“ aufzufinden, sie ist Praxis zwischenmenschlicher Wahrheit durch geteilte Erfahrung, mitgeteilte Geschichte, wie sie dem Subjekt präsent ist. Die intersubjektive hermeneutische Suchbewegung ermöglicht „*felt meaning*“, in einer berührten, mitschwingenden, empathisch-verstehenden, wertschätzenden Zwiesprache, die verbal und medial (ikonisch, gestisch, musikalisch) erfolgen kann.

In dieser, „narrative Praxis“ genannten Arbeitsform (2003g), wie wir sie als Weg der Intervention und als methodischen Zugang neben dem der Fokalsitzungen (Petzold, Heint 1980; Leitner 1991) entwickelt haben (Petzold 2000b; McLeod 1997), geht es darum, im Kontext/Kontinuum mit dem Patienten Worte, Bilder, Zeichen, Gesten für Ereignisse zu finden, in denen die Ungreifbarkeit „früher Atmosphären“ regierte. Sie erhalten damit eine neue Form, und das Subjekt ist nicht mehr der Sprachlosigkeit und der Angst überlassen. Eine solche weitgefaßte Erzähl- und Interpretationsarbeit und lebenspraktische Kooperation, die die Umgestaltung von Kontexten mit in die Auslegung einbezieht oder als Auslegung initiiert im Sinne einer *aktionalen Hermeneutik*, entgeht der Gefahr bloßer Fiktionen und wird in der gelebten Solidarität („vierter Weg der Heilung“, Petzold 1988n, 260ff) konkret, und das soll die Wahrheit ja sein: „Die Wahrheit ist konkret!“ (Brecht). Die *aktualen Fakten* der therapeutischen Situation und der alltäglichen Lebenswirklichkeit des Patienten, die erinnerten *historischen* Fakten seiner Vergangenheit und die geplanten, *prospektiven* Fakten seiner Zukunft sind die Materialien der Verstehensprozesse in der „narrativen Praxis“, die über einen „*refined common sense*“ hinausgehen und sich auf die Ergebnisse klinischer und allgemeinspsychologischer Forschung stützen sollten, die für die Interpretationen beigezogen werden müßten, wo immer dies ohne positivistische Verkürzungen möglich ist. Der Therapeut hat solche Materialien in die therapeutische Arbeit einzubringen: nicht als unumstößliche Fakten mit Beweischarakter, sondern im Sinne einer *psychotherapeutischen Propädeutik* und als Werkzeuge für ein „*meta-hermeneutisches*“ Bemühen (dieses Buch S. 398ff), damit der Patient ein umfassenderes Verständnis der eigenen Lebenssituation und -geschichte gewinnen kann. Zeittheoretische, gedächtnis- und entwicklungspsychologische, persönlichkeits-theoretische und krankheitstheoretische Folien sind solche Werkzeuge, die man den Möglichkeiten des Patienten entsprechend (und das muß jeweils mit ihm ausgehandelt und ausprobiert werden) in der hermeneutischen Arbeit zur Verfügung stellt. Damit verliert Psychotherapie an Ambiguität, ihre Qualität geheimbündlerischer Arcandisziplin, die zur Entmündigung von Patienten führt. Psychologisches Wissen über den Menschen ist nicht etwas, was für die Psychologen und Therapeuten reserviert sein und bleiben muß. In der Regel ist es jedem halbwegs verständigen Menschen – wird es entsprechend vermittelt – auch zugänglich. Warum sollten Patienten nicht wissen, was „kognitive Dissonanz“, Interrollenkonflikte, Stressoren, self-fulfilling prophecies, Projektionen, Coping-Strategien etc. etc. sind, wenn diese Konzeptionen ihnen helfen können, ihre Situation besser zu verstehen, sie sich besser erklären zu können. Die in Psychotherapeutenkreisen oftmals so verpönte Agogik/Pädagogik (die Gründe sind eher irrationaler

Natur) kommt hier für die „therapiespezifische Propädeutik“ zum Tragen, um ein „Verständnis“ thematischer Prozesse und ein Erfassen der persönlichen Situation und Geschichte zu fördern. *Theorie wird hier zur Intervention.* Im emotional mitschwingenden Gespräch erklärt der Therapeut dem Patienten zuweilen unter Beiziehung theoretischer Modelle etwas in seiner Lebenssituation und nimmt dessen Resonanz auf diese Erklärung auf. Einem von Panikattacken überfluteten Patienten erklärte ich z. B.: „Solche Überschwemmung von Gefühlen nennen wir *Konfluenz*. In ihr kommen oft Gefühle aus frühen Lebensphasen auf. Ich denke da an die Bombennächte, von denen Sie mir erzählt hatten, ihre Mutter habe panische Angst gehabt. Ich frage mich, wo da die Angst des kleinen Jungen war, wo die Platz hatte? Ich dachte hier auch an Ihre Panikattacken, die Sie so plötzlich überfallen und bedrängen. Schauen Sie einmal, was diese Überlegungen Ihnen sagen, was sie in Ihnen auslösen, denn es sind ja nicht meine Vermutungen ausschlaggebend, sondern das, was *Sie* spüren!“

Eine solche interpretativ-erklärende Sequenz in einer therapeutischen Narration kann der Ausgangspunkt kooperativer Annäherung an einen Sinn bilden, der als „stimmig“ erlebt wird und eine mögliche historische Wahrheit berührt, auf jeden Fall aber die intersubjektive Wahrheit des Mitgefühls für die Situation eines kleinen Jungen in einer sehr bedrohlichen Situation: und durch all dieses wirkt „*narrative Praxis*“ (Petzold 1988k).

„Nach unserem Grundprinzip ‚von den Phänomenen zu den Strukturen zu den Entwürfen‘ müssen ... pathogene Konstellationen in einem integrativen Ansatz der Therapie .. aufgesucht und aufgefunden werden, um dann vom prävalenten Milieu der Schädigung ausgehend, progredierend eine ‚neue Sozialisation‘ in der und durch die Behandlung einzuleiten, eine neue – dieses Mal gute – Geschichte zu erzählen: Therapie als ‚narrative Praxis‘, ein neues – dieses Mal gelungenes – Drama zu spielen: Behandlung als ‚dramatische Therapie‘“ (idem 1969b/1988n, 485).

Eine mit einem solchen Hintergrund betriebene Psychotherapie – insbesondere, wenn sie in der Form praktiziert wird, die ich als „ersten Weg der Heilung“ (Petzold 1988n, 218ff) beschrieben habe, wo vermittels Bewußtseinsarbeit *Sinn* gefunden werden soll und durch solidarische Praxis („vierter Weg“, *ibid.*) Hilfen gegeben werden, Sinnlosigkeit ertragen zu können – ist also das gemeinsame Eintreten in den hermeneutischen Prozeß der Lebensinterpretation durch das Subjekt mit seinem Therapeuten in einer Weise, daß stagnierte oder fehlgeleitete Interpretationsarbeit und Lebensgestaltung wiederaufgenommen werden kann und fruchtbar wird. Mit Blick auf unsere entwicklungspsychologischen, persönlichkeits- bzw. identitätstheoretischen Überlegungen (dieses Buch S. 541ff, 417ff und S. 688f) heißt das auch, daß *Identitätsarbeit* (sie impliziert immer auch die Beziehungsarbeit), die zum Erliegen gekommen oder disfigurierend entgleist war, wieder in konstruktiver Weise fortgeführt werden kann.

Die permanente Reinterpretation des eigenen Lebens, der eigenen Biographie durch wachsende Sinnerfassungskapazität geschieht überwiegend unbewußt. *Man* „wächst an Einsicht und Erkenntnis“ gleichsam unmerklich, und nur einige „erhellende Momente“ bringen uns zuweilen mit diesem aus dem Ko-respondieren mit sich und anderen entfließenden Geschehen in Kontakt. Je nachdem, wie stark die *attributive Kraft* unseres sozialen Feldes ist, das unser Tun und Lassen mit den Zuschreibungen gleichfalls beständig interpretiert und bewertet, und abhängig davon, wie kräftig das Subjekt selbst in der Einschätzung bzw. Bewertung (*valuation, appraisal*, vgl. dieses Buch, S. 547f) solcher Attributionen ist – auch hier handelt es

sich um einen interpretativen Vorgang –, wird das Ausmaß von Selbst- oder Fremdbestimmtheit und die Narrativierung im Sinne einer *Formierung von Biographie* in fixierender oder flexibler Weise zu sehen sein.

Psychotherapie muß Hilfen bieten, daß genau diese Prozesse ins Bewußtsein treten können, die persönliche und – soweit erfaßbar – überpersönliche Verdrängung spürbar und verstehbar wird, und damit „die Scholastik der Existenz“ (Merleau-Ponty 1966, 108) dem willentlichen und frei verfügbaren Entscheid des Subjektes übergeben wird, das sich – wird ihm die Bürde der bewußten Entscheidungsnotwendigkeiten zu schwer – der Hilfe in der Therapie und zunehmend in der solidarischen Unterstützung seines sozialen Netzwerkes versichern kann. *Temporalität* wird hier als gemeinsam geteiltes Schicksal, gemeinsam verbrachte Zeit, in Zwischenleiblichkeit gelebte Lebenszeit, *convivacités*, erlebbar und erfahrbar.

7. Biographische Narrative, biosodische Narration und therapeutische Hermeneutik

Die narrationstheoretischen Überlegungen sollen noch von einer anderen Seite her aufgegriffen werden (vgl. jetzt 2001b, 2003g). Blickt man auf die bisherigen Ausführungen, so fällt die große Nähe der vorgestellten Konzepte zu denen verschiedener Ansätze der Biographieforschung ins Auge (Ch. Bühler, G. Allport, H. Thomae), insbesondere der narrativen bzw. hermeneutischen Ausrichtung (Wiedemann 1987; Legewie 1987; Straub 1989; Riemann 1988, 1989; Combe, Helsper 1991), nur daß die Erforschung von Biographie in der Therapie nicht dem Zweck *wissenschaftlicher Erkenntnis* dient (jedenfalls nicht primär), sondern der *Erkenntnis des Subjektes* über sich selbst in Relation zu anderen in aktuellen Lebensgeschehnissen. Dies ist auch Erkenntnis der Zeitlichkeit und Endlichkeit *der eigenen Lebenserzählung* (Petzold 1993d).

Narrationen, Dramen, sich vollziehende, sich inszenierende Reihungen von Ereignissen können, wenn sie weitererzählt, in die Form einer Erzählung gegossen werden, als „a form of human comprehension“ betrachtet werden, wie es Louis D. Mink in seinem sehr beachteten Essay „Narrative form as a cognitive instrument“ (1978) formuliert. Ereignisse (*events*) werden in der Narrativierung (Jameson 1981) zusammengebunden und erhalten so einen Sinn, und um eben diesen geht es in *Biographien*. Diese sind nicht nur ein zufälliges Allerlei von Einzelfakten bzw. *isolated events*, sondern „geordnete Kenntnis von Lebensereignissen“, die mit variierender Genauigkeit, was die Chronologisierung, Strukturierung bzw. Feinabstimmungen anbelangt, festgehalten werden – im Gedächtnis, in einem Album, einem Tagebuch, in einer Autobiographie. Das Erkenntnismoment in der Narrativierung als „the central function of instance of the human mind“ (ibid. p. 13) findet sich schon in der Wortgeschichte von *narrare* (lat. erzählen), das auf die indoeuropäische Wurzel *gnâ* (wissen) zurückgeht (vgl. lat. *gnarus*, wissend, kundig), das uns auch zu *cognitio*, *cognoscere*, zu γνῶσις und γινῶσκειν (Erkenntnis, erkennen) führt (altengl. *gecnawan*, engl. *know*). Das „Erzählen als Handlung“ (=Narration) in einem sozialen Drama (Turner 1981; Mitschel 1981) schafft Erkenntnis, die sich in *Narrativen* sedimentiert w.z.B. in einer Biographie, sei sie mündlich mitgeteilt, niedergeschrieben oder ikonisch vermittelt wie in einem Fotoalbum voller Familienbilder; denn „narrative recorded in any way at all is still narrative“, wie Nelson Goodman (1981, 111) in einem

Essay über ikonische Narrationen hervorhebt („A picture of a forest tells implicitly of trees growing from sellings and shedding leaves“, *ibid*).

Diese Feststellung ist für eine „Hermeneutik des nichtsprachlichen Ausdrucks“, des Gestic, des Musikalisch-tonalen oder Ikonischen (*Combe* 1991) für die Betrachtung von Biographien, die sich auf innere Bilder, Erinnerungsbilder zentrieren, Biographien, die wie ein Lebenspanorama (*Petzold, Orth* 1993a; *idem Lückel* 1985) vor den inneren Augen vorüberziehen (*Butler* 1963; *Iljine* 1965; dieses Buch, S. 673ff) von hervorragender Bedeutung. Wie die *Biosodie* nicht nur ein verbales Geschehen ist, sondern Mimik, Gestik, Intonation, den szenischen Kontext also umfaßt, so ist ihre Aufzeichnung und Archivierung in der Biographie gleichfalls von einer polyästhetischen, dramatischen Qualität, ist Niederschlag eines ultra-komplexen Prozesses von Selbst- und Welterkenntnis.

Biographie formiert sich aus *Narrativen*, Mustern, die aus *Mikronarrationen* in Narrationsströmen einer Familie, einer sozialen Gruppe oder aus *Mesonarrationen* einer Schicht erwachsen, die wiederum in den *Makronarrationen* einer Kultur, einem „Zeitgeist“ (*Petzold* 1989f) stehen. Sie beinhaltet deshalb nie *einen* Sinn, sondern vielfältige Sinnmöglichkeiten, ja auch Gegensinniges (*Böhme* 1990), und deshalb gilt es in therapeutischer Arbeit für die Mannigfaltigkeit von Sinn zu sensibilisieren und vorschnellen Festlegungen auf einen Sinn entgegenzusteuern. *Biosodische Narrationen* als spontane Verlaufsprozesse sich aktuell ereignender Lebensgeschichte beinhalten und *verarbeiten zugleich* aus signifikanten Episoden der persönlichen Biographie stammende, strukturierende Momente, die Richtungen vorgeben, Qualitäten beeinflussen, ja, manchmal bestimmen oder gar unabänderlich festlegen (vgl. dieses Buch S. 684ff). Ähnliches gilt auch für übergeordnete historische Prozesse. Wir bezeichnen solche „Strukturgerüste“ (*Arnheim* 1978) als *Skripts*, als *Narrative*, als Erzählfolien eines Erzählgeschehens bzw. als Drehbuch einer Handlungsfolge im Lebensspiel. Individuen werden geboren und entwickeln sich aufgrund von überpersönlichen „*evolutionary narratives*“ (*Gould* 1977), Programmen, die einen Ausgangspunkt setzen für den Aufbau *persönlicher Narrative* als Orientierungsmuster für das Leben in der Welt. Diese *Narrative* sind komplexe Folien (Schemata, Muster, Skripts), in denen *kognitive, affektive* und „*somatomotorische Stile*“ integriert sind (*Nelson* 1986, 1987; dieses Buch S. 638f, 670f). Eine persönliche *Biographie*, d.h. Aufzeichnung von *Biosodie, Geschehnissen* des Lebens, die damit Geschichte werden, Biographie also ist ein Gewebe solcher *Narrative* bzw. *Skripts*, Resultat von Durchlebtem, d.h. wahrgenommenen, erfaßten, verstandenen, erklärbaren Szenen, Episoden, Dramen (vgl. dieses Buch S. 684f). *Narrative/Skripts* strukturieren den spontanen, dramatisch-aktionalen Lebensvollzug, d.h. die *Narrationen/Dramen*. *Narrationen* greifen auf *Narrative/Skripts* zurück, um in der spontanen Generativität des Handelns eine gewisse Konsistenz zu gewährleisten. *Narrative* bzw. *Skripts* bewirken für das Subjekt bei dessen Wandlungen durch die Zeit hin und im Hinblick auf die Veränderung des Kontextes eine gewisse Stabilität, die überhaupt erst einer „fungierenden Spontanität“ Raum gibt, einem *kokreativen* Gestalten mit den Möglichkeiten, die die Welt bietet.

Narrative stehen in der Gefahr, zu determinierenden Mustern zu entgleisen, die das strukturierende Moment in eine maligne Festlegung, eine Überstrukturiertheit verkehren, von der es kein Entrinnen gibt. Ursprünglich vom Ich aufgebaut als „auxiliäre Strukturen“ beginnen die *Narrative* das Ich zu dominieren. Sie werden zu *Perseverationen*, Ideosynkrasien, in denen sich

das Subjekt der Umwelt gegenüber nicht mehr adäquat artikulieren kann. Es wird nicht mehr verstanden und wird sich damit auf Dauer auch nicht mehr selbst verstehen.

Die *Identitätsarbeit* des Subjektes wird durch einen kontinuierlichen Reinterpretationsprozeß gekennzeichnet, dem Narrative unterliegen, ja unterliegen müssen, und der damit Möglichkeiten der Veränderung und Restrukturierung bietet – und sei es nur dadurch, daß sich neue Narrative anderer Ausrichtungen den Bestehenden zugesellen, so daß die Einflußnahme auf die Narrationen vielfältiger ausfällt. Das Subjekt steht damit in beständigen *Metamorphosen* (Petzold 1990b), mittelfristigen Wandlungsprozessen, in denen es sich in der sich wandelnden Umwelt und der sich verändernden Leiblichkeit stets neu bestimmt, ohne verlorenzugehen.

Narrative insgesamt – benigne wie maligne – konstituieren also eine Biographie und sind für eine persönliche Identität unverzichtbar. In den Narrationen des Lebens geben sie dem Subjekt eine „Selbst- und Identitätsgewißheit“. Es weiß, wer und wie es ist. Diese Gewißheit ist aber keine starre. Sie erwuchs aus Ko-responsenden in temporalen, kommunikativen Bezügen des Entwicklungsgeschehens und wird zu einer Gewißheit über die Möglichkeiten und Chancen des Wandels (ibid.) in den kommotiblen Bewegungen des Lebens (dieses Buch, S. 978f), die Grundlagen aller Kokreativität sind (idem 1971k, 1990b; *Iljine* 1990).

Die Dialektik zwischen *Narrationen* und *Narrativen*, *Dramen* und *Skripts* (dieses Buch, S. 903), Flüssigkeit und Festigkeit, Mobilität und Stabilität kennzeichnet die *Biosodie*, die „Biographie im aktuellen Vollzug“. Das Ineinander von Lebensgeschehen, Lebensgeschichte und Lebensentwurf, die Verwobenheit von Selbstinterpretationen, die ko-respondierend in Kontext und Kontinuum erfolgen, konstituieren das Subjekt als identisches.

Dieser Prozeß wird heute um so bedeutsamer, weil im Takt eines *akzelerierten sozialen Wandels* Biographien wohl stärker als zuvor den verändernden Einflüssen der Zeitgeschichte ausgesetzt sind (genau so akzeleriert scheint sich die Art und Weise zu wandeln, wie Biographien betrachtet, bewertet und beforscht werden, vgl. *Krüger* 1991). In den flexibilisierenden „Lebenszeitregimen“ (*Kohli* 1985, 1986) unterliegt die „Normalbiographie“ (*Levy* 1977) den sich stets wandelnden Normen durch die Prozesse der Entdifferenzierung, Pluralisierung und Modernisierung in den hochtechnisierten, „multikulturellen Gesellschaften“ (*Beck* 1986; *Zinnecker* 1991; *Combe, Helsper* 1991). Das stellt das Individuum und seine relevanten Erzählgemeinschaften vor komplexere Interpretations- und Regulationaufgaben.

„Im Zuge des Modernisierungsprozesses wurden die Individuen zunehmend aus traditionellen Bindungen freigesetzt und der Lebenslauf zu einem zentralen Vergesellschaftungsmodus erhoben“ (*Lenz* 1991, 50). Zur Kontextabhängigkeit von Biographie tritt jetzt überdeutlich die Kontinuumsdimension. Es zählt nicht mehr nur die durch eine solide Lebenslage verbürgte „soziale Ordnung bzw. Kontrolle, sondern ein regelhafter – und damit verlässlicher erwartbarer – Lebenslauf“ (*Kohli* 1988, 37). Wird dieser aber erschüttert durch Einflüsse, die zur „De-Institutionalisierung von Lebensläufen“ (idem 1988) führen, und fehlt es an Erzählgemeinschaften, die in einer konsistenten „social world“ und einer identitätssichernden „narrativen Kultur“ (dieses Buch, S. 670ff) Biographie bekräftigen, kommt das Individuum in Selbstwert- und Identitätskrisen, weil seine Identität eine soziale ist, sein Selbst ein „social

self“ (Babadet al. 1983), Krisen, für die es in therapeutischen oder Selbsthilfegruppen oder in einer Einzeltherapie Interpretationshilfen für seinen Lebensvollzug und für den Aufbau und die Stabilisierung einer tragfähigen sozialen Welt suchen kann. Die wechselseitige Auslegung von Lebensereignissen – besonders von problematischen, von „critical life events“ – etwa in Therapiegruppen, vermag Menschen Hilfen zu geben, deren soziale Netzwerke zerbrochen und deren soziale Welten atrophiert sind, eben weil Therapie ein temporaler Ko-respondenzprozeß ist, in dem genau dieses Geschehen der interpretativen Sicherung biographisch gegründeter Identität als „subjektiver Theorie“ über sich selbst einen ungestörten Entfaltungsraum gewinnen kann. Der Patient lernt sich besser kennen und verstehen, weil ihn der Therapeut und gegebenenfalls die Gruppe und er den Therapeuten und die Gruppen-gemeinschaft im jeweils gegebenen Kontext/Kontinuum zunehmend besser empathisch erfäßt. Therapie ist aber auch ein Geschehen, in dem der Therapeut und die Gruppe neben dem Wissen über den einzelnen Patienten und über den gemeinsamen Prozeß ein Wissen über sich selbst erlangen kann. Therapeut, Gruppe und Patient erhalten die Chance einer umfassenden „connaissance“ im Hinblick auf die gemeinsame hermeneutische Arbeit in einer geteilten „social world“ (dieses Buch, S. 674ff).

In der Therapie haben wir es, das sei nochmals betont, mit keinem Kontext wissenschaftlicher Biographieforschung (Jüttemann, Thomae 1987; Combe, Helsper 1991) zu tun, und therapeutische Gesprächsführung hat eine andere Qualität und Zielsetzung als die „narrativen Interviews“, wie sie von Schütze (1976, 1981, 1983, 1984, 1987) als Technik qualitativer Sozialforschung entwickelt worden sind und z.B. von Riemann (1988) mit psychiatrischen Patienten in einer für die Psychotherapie außerordentlich aufschlußreichen Weise eingesetzt wurden. Dennoch hat die therapeutische Arbeit als Unterfangen, die gegenwärtige Lebenslage des Subjekts zu erfassen und ihre biographischen Bedingtheiten zu verstehen, den Charakter einer kooperativen Forschungsarbeit, die „subjektive Theorien“ über Lebensprobleme, über Gesundheit und Krankheit (Faller 1983, 1990; Flick 1987) aus der Alltagswelt des Patienten destilliert, in die dieser damit „eingreifen und die er verändern kann“ (Schütz, Luckmann 1975, 23). Therapie wird zu einer ko-respondierenden Aktionsforschung, oder besser „Interventionsforschung“, in der der Patient als reflexives Subjekt (Groeben, Scheele 1977) mit dem Therapeuten an der Veränderung seiner Lebenssituation arbeitet – und dieses Geschehen ist theoriegeleitet (von Alltags- und von klinischen Theorien). Die Lebenssituationen der Alltagswelt indes sind widerständig, nicht zuletzt durch die „objektive Faktizität“ (Berger, Luckmann 1980, 64) der anderen, deren Widerstände es zu verstehen gilt, über deren Motive man sich „einen Vers machen“ muß. Hierzu werden wiederum „theoretische“ Annahmen generiert (vgl. Glaser, Strauss 1967), die Handeln leiten sollen.

Wir haben es in der Therapie und ihrer biographischen Arbeit also mit einer „interaktionalen Rekonstruktion und Konstruktion von Biographie“ als „Gewebe von Geschehnissen, Ereignissen, Episoden, Entwürfen“ zu tun, in einer Weise, daß diese dem Subjekt verständlich werden, damit es sich selbst-verständlich wird. Die Ereignisse sollen im Kontext einer „subjektiven Theorie“ Sinn gewinnen, einen Sinn, der das Leben in der Gegenwart und für die Zukunft sinnvoll macht. Das erfordert, daß die Rekonstruktionsarbeit, kokreative Konstruktion und Sinnschöpfung zugleich, auch eine „Neufassung“ der alten Narrative, Muster, Skripts sei, ein „Neuanfang“ (Balint 1968) durch den Prozeß der Therapie selbst, der als ko-respondierendes

Geschehen neue Qualitäten generiert und Vergangenheit als memorierte Ereignisse transformiert.

Im Unterschied zur Biographieforschung – der nomothetischen wie der idiographischen (Thomae 1987) –, deren Ergebnisse für Therapieansätze, die Lebensgeschichte verarbeiten, unverzichtbar wären, aber kaum je aufgenommen wurden, geht es in der veränderungsgerichteten Therapie um *wechselseitiges Erzählen*, um eine „*Erzählkultur*“, gemeinsame Erzählungen in Erzählgemeinschaften, in der zwei oder mehrere Biographien in der Gegenwart einer Biosodie zusammenfließen, nicht zuletzt in Erzählungen aus der und über die Biographie (Petzold, Lückel 1985; Petzold, Petzold 1991, dieses Buch, S. 670ff) mit dem Ziel der Wiederherstellung beschädigter Identität.

Wir finden immer wieder eine Tendenz, die Narration zu anthropologisieren. Der Mensch ist „ein geschichtenerzählendes Wesen“ – „*narrare necesse est*“ (Marquard 1981, 95). Er ist „in Geschichten verstrickt“ (Schapp 1953), denn „nirgends gibt und gab es jemals ein Volk ohne Erzählung“ (Barthes 1988, 168). Doch sind hier gewiß Einschränkungen zu machen (Matthes 1985, 317). Zumindest muß die adressatengerichtete Qualität der „Erzählung in Situationen“ betont werden, wodurch die Narration stets intentional, in kommunikative Prozesse eingebunden und durch soziale und ökologische Situationen im jeweiligen historischen Bezug gesehen wird, d.h. in der je spezifischen Kontinuumsdimension. Weiterhin muß das Erzählen in seiner dramatischen Qualität gesehen werden. Wenn wir mit Humboldt, Mead, Merleau-Ponty, Wittgenstein, Burke, Goodman, Austin u.a. „Sprache als Handlung“ sehen, dann gilt dies für die biosodische Narration in ihrer stets auffindbaren, dramatisch-aktionalen Qualität (Angehrn 1985, 37; Carr 1986, 16; Schwemmer 1987, 53; Wiedemann 1986, 37).

„Um den Kontext und die Hintergründe der Selbst-Veränderung zu illustrieren und verständlich zu machen, *reinszeniert* der Erzählende die aus seiner Sicht für diese Veränderung maßgeblichen Aspekte der vergangenen Lebenswirklichkeit. Die Erzählung ist eine *szenisch vorführende Repräsentation* ehemaliger Ereignisse und Erlebnisse“ (Straub 1989, 188, meine Hervorhebungen), in der „in Stimmführung und Formulierung eine Nachahmung der redenden Figuren (oder auch auftauchender Geräusche) versucht wird“ (Quasthoff 1980, 112). Iljine (1972), Moreno (1946), Perls (1969) setzen dann die Narration auch dramatisch um oder besser: sie geben ihrer genuin-dramatischen Charakteristik eine Bühne, eine Sichtweise, die – offenbar ohne Kenntnis dieser Ansätze oder ohne Bereitschaft, sich auf sie zu beziehen – von psychoanalytischen Autoren aufgegriffen wird (z.B. Friedrich 1984).

Die *biosodische Narration* als lebendiger, aktionaler Erzählfluß und die in ihr enthaltenen Narrative (= Folien, Skripts, Schemata, Muster), die gemäßigt-strukturierenden bis fixierenden und die Narrationen erstickenden Charakter haben können (dieses Buch, S. 688), sind in sich selbst eine Interpretationsleistung des Subjektes im Hinblick auf die Darstellung seiner Identität gegenüber einem oder mehreren Zuhörern/Zuschauern. (Die gleiche Geschichte erzählt man der Mutter anders als dem Vater, dem Kumpel anders als einem hübschen Mädchen, dem man imponieren will usw.) Die „gleichen“ lebensgeschichtlichen Episoden werden vor einem Therapeuten anders erzählt als vor einer Therapeutin (vgl. Wiedemann 1986, 71ff) – ein Faktum, das Schütze für seine „narrativen Interviews“ nicht ausreichend beachtet. Die *therapeutische Narration* ist – das sei nochmals betont – ein temporal bestimmtes, verwobenes

Geschehen mit zwei (bei Gruppentherapien auch mehreren) Erzählern, in der das „wechselseitige Erzählen“ in supportiver, affirmativer, interpretativer Absicht eine spezifische Möglichkeit der Heilung bereitstellt, weil hier im Vollzug von *Mutualität* (Ferenczi 1988) „*Identitätsarbeit*“ geleistet werden kann, die – obgleich identifikatorische Arbeit des Ich – ohne die identifizierende Mitwirkung von Anderen nicht zu gelingen vermag. Durch den Anderen wird „*Sinnerfassungskapazität*“ erweitert. Sie bedarf der Anstöße. Durch den Anderen werden korrektive oder alternative Erfahrungen bereitgestellt: Verständnis, Trost, Solidarität – Qualitäten, die in den ursprünglichen Szenen der Biographie fehlten und die jetzt durch die bloße Anwesenheit eines empathischen Zuhörers der Narration oder gar eines Mitspielers und Mit-erzählers (Ich bin auch durch so eine Krise gegangen ..! usw.) etwas Neues einbringen. Es handelt sich um die Auflösung von „Verdichtungen“ der in der Gegenwart anwesenden Vergangenheit als Sediment (GV), das „verflüssigt“ wird und so in neuer Weise erfahren werden kann. Oft genügt es, wenn die in der Narration aufscheinenden Narrative durch einen Zuhörer *geteilt* werden und dadurch die *Evidenzerfahrung* (dieses Buch, S. 694) der grundsätzlichen Eingebundenheit einer Biographie in *gemeinsame Geschichte*, in einen übergeordneten historischen Raum (Böhme 1990) möglich wird, in dem man sich nicht mehr allein sieht. Zeit wird „in dem Maße zur menschlichen ..., wie sie narrativ artikuliert wird“ (Ricoeur 1988, 3), denn: „jede noch so persönliche Erinnerung, selbst von Ereignissen, deren Zeuge wir alleine waren, selbst von unausgesprochenen Gedanken und Gefühlen, steht zu einem Gesamt von Begriffen in Beziehung, das noch viele außer uns besitzen, mit Personen, Gruppen, Orten, Daten, Wörtern und Sprachformen, auch mit Überlegungen und Ideen, d. h. mit dem ganzen materiellen und geistigen Leben der Gruppen, zu denen wir gehören und gehört haben“ (Halbwachs 1925/1985, 71) und mit denen wir „soziale Welten“ geteilt haben und teilen (Petzold, Petzold 1991; Petzold 2000h, dieses Buch, S. 877ff; Strauss 1978; Unruh 1983).

Die *Narration* als ko-respondierendes Geschehen nimmt einen Menschen aus der Einsamkeit, aus der Entfremdung und bietet ihm die Möglichkeit, sich zu erkennen, weil er in der Erzählung erkannt wird, weil ihm Unbewußtes aufgezeigt, Bewußtes bestätigt, Selbstbewußtes zum Selbstgewissen werden kann.

Die identitätsstiftende Interpretationsarbeit in dramatisch-narrativen Prozessen muß als eine Kernzone therapeutischer Arbeit betrachtet werden, weil es sich hier um eine Arbeit handelt, die das Subjekt in seiner leiblichen und temporalen Verfaßtheit über *sein Leben hin* leisten muß, wenn es sich vertraut werden und bleiben soll und anderen Menschen vertraut werden und bleiben will. Dabei kommt der Interpretation „früher“ Erfahrungen als solcher zweifelsohne besondere Bedeutung zu (und zwar nicht nur den traumatischen Erfahrungen), weil z.B. das von dem zweijährigen *Stefan X.* erlebte Geschehen am Weihnachtsabend 1952 für den 5/7/17jährigen jeweils anderen Sinn gewinnt und die vorgängigen Erfahrungen im Lichte der neuen expliziert werden. Die Ereignisse werden „in die Zeit“ gestellt und als solche dem Betrachter verständlich. Szenen, Stücke, Atmosphären werden „aufs neue“ wahrgenommen, erfaßt, erhalten neue Bedeutungen, können in neuer Weise erklärt werden. Und wenn es sich um die Ereignisse der eigenen Lebensgeschichte handelt, wird die Temporalisierung – d.h. die Verbindung unverbundener Ereignisse – vertiefte Selbst-verständlichkeit ermöglichen.

Die vorliegenden „chronosophischen“ Überlegungen zu Zeit, Zeitlichkeit, Persönlichkeitstheorie, Identitätsarbeit und einem Verständnis von Narrativität, das nicht nur sprachorien-

tiert ist, sondern neben der sprachlichen die leiblich-konkrete, dramatisch-aktionale Dimension heranzieht, ja diese Dimensionen verbindet, (weshalb immer wieder der Terminus „dramatistisch-narrativ“ verwandt wird) haben für therapeutische Arbeit, die sich im Sinne einer *gemeinschaftlichen hermeneutischen Suchbewegung* versteht, wesentliche Konsequenzen, was die Gestaltung der therapeutischen Beziehung, die Handhabung von Deutungen und die Selbstdefinition von Therapeuten anbelangt. Ich habe hierzu an anderem Ort (Petzold 1988p) ausführlicher Stellung genommen und auf die Bedeutung der Prozesse der Konstituierung von *Sinn* (2001k; Petzold, Orth 2004) in diesen Prozessen verwiesen.

8. Clinical Wisdom

Die spezifische Gesprächs- und Erzählkultur, die den Menschen als „geschichtenerzählendes, auslegendes und dialogisches Wesen“ anspricht, ermöglicht Qualitäten zwischen Therapeut und Patient, aber auch zwischen den Teilnehmern einer Gruppe, in der sich das ereignen kann, was ich als „*clinical wisdom*“ bezeichne. Therapeuten wie Patienten werden auf ihre Erfahrungen angesprochen, ihre Lebensweisheit, die für das therapeutische Geschehen und den klinischen Kontext fruchtbar gemacht werden. Diese Form von Weisheit ist kein Privileg von Philosophen, Weisen oder Hirten oder alten Menschen. Jeder Mensch verfügt über einen Erfahrungsschatz, der ihm und anderen Menschen von Nutzen sein kann. Dieser Fundus kann therapeutisch wirksam werden. Die Menschen werden als „Erfahrene“ angesprochen, und der Therapieprozeß zielt darauf ab, sie durch neue Erfahrungen noch erfahrener zu machen. Wenn ein Therapeut auf der Grundlage klinischen Wissens, langjähriger Therapieerfahrungen, eigener Lebenserfahrungen, Patienten „seine Sicht der Dinge“ mitteilt, wenn er in einem zugewandten, engagierten Gespräch mögliche Hintergründe einer Verstrickung, einer Angst „erklärt“ – nicht indoktrinierend, besserwisserisch, mit einem fixierenden Geltungs- und Wahrheitsanspruch, sondern im Sinne eines Reflexionsangebotes, einer Möglichkeit unter anderen –, dann kann ein solches Tun stützen, entlasten, trösten, aufklären, erhellen, Bewußtsein schaffen. In einem derartigen Gespräch, der „narrativen Praxis“, kann etwas deutlich werden – „Das habe ich noch nicht gesehen! So habe ich das noch nicht *wahrgenommen*!“ –, das Wahrgenommene kann *erfaßt* werden – „So ist das, das also sind die Zusammenhänge!“ Bei vertiefender Betrachtung werden die Phänomene noch prägnanter, etwas „wird klar“, es kann *verstanden* werden. Und wird das so Verstandene in einen größeren Kontext gestellt, in einen zeitlichen Zusammenhang, dann werden die Dinge transparent, *erklärbar* man ist von den Phänomenen zu den Strukturen vorgedrungen. Diese Prozesse werden in der narrativen Praxis gefördert. In ihnen geschehen Einsichten. In Ereignissen von „vitaler Evidenz“ kommt „*clinical wisdom*“ zum Tragen. Es handelt sich hier um ganzheitliche Prozesse, nicht allein um kognitive. Die Patienten sind *berührt* von dem, was im Gespräch, im gemeinsamen Tun miteinander betrachtet wird, und aus der *Berührtheit* kann *Bewegtheit* werden, ja, der Patient mag *erschüttert* sein oder gar *aufgewühlt*, wohingegen der Therapeut, soweit irgend möglich, in der relativen Stabilität der Berührtheit oder Bewegtheit die Sicherheit des Kontextes gewährleistet und als stabilisierendes Moment „Fassung behält“, damit Fassungslosigkeit an seiner stabilen Form *neue Form* finden kann, erschütterte Identität an seiner Identität erneut zu Stabilität findet, das Aufgewühlte sich zum Bewegtsein beruhigt, in der Berührtheit aus-

klingen kann, wenn die Zusammenhänge sich – emotional und kognitiv – *geklärt* haben und die Struktur von Problemen transparenter und erklärbar geworden ist. Es bedarf nicht der Ergebnisse des „wisdom research“ (Luckmann, Keppler 1992), denn es ist die *Alltagserfahrung* jedes Menschen, daß er in einem von Lebensweisheit und *Lebenserfahrung* getragenen, zugewandten und wertschätzenden Gespräch in Problemsituationen Hilfe erhalten hat oder für andere Menschen selbst Hilfe geben konnte. Aus dem Fundus seiner Erfahrung schöpfen, „*clinical wisdom*“ als heilendes Moment zu nutzen, ohne in den Gestus des Belehrens und in Guru-Gehabe zu verfallen oder gar in unangenehme Formen der Selbstdarstellung, in bemächtigenden Dogmatismus usw., das ist die Kunst des Erfahrenen. Ferenczi (1927/28) hat sich schon dezidiert gegen oberlehrerhafte Bevormundungen abgegrenzt und auf die Notwendigkeit von „Feingefühl“, „Takt“ in der therapeutischen Arbeit verwiesen. In der Tat sind diese Qualitäten als Kennzeichen einer richtig eingesetzten Empathie auch die Grundlage, um „*clinical wisdom*“ im Rahmen psychotherapeutischer Arbeit einzusetzen. Therapeuten, die über ein solches Wissen verfügen, deren Humanität und Lebensweisheit Menschen zu berühren vermag und in diesen Menschen, z.B. in Therapiegruppen, diese Kompetenz zu fördern vermögen, handeln therapeutisch effektiv. Sie sind hilfreich, wirken heilend, denn sie arbeiten mit „Herz und Verstand“, mit Engagement, aber auch mit praktischen Hilfeleistungen, wo immer diese notwendig sind. Daß *Lebensweisheit* kein abgehobenes Konzept ist und daß sie nicht mit einem mystifizierenden Glorienschein umgeben werden muß, sondern daß sie eine angewandte Form praxisorientierter Philosophie ist – Philosophie als Psychotherapie (Kühn, Petzold 1992) –, daß sie in einer lebenspraktischen „Alltagsvernunft“ gründet – „*common sense*“ als Psychotherapie –, das zeigt der *wisdom research* oder die Untersuchung von Alltagstheorien – Bereiche, mit denen sich Psychotherapeuten bislang noch kaum befaßt haben und die für die Psychotherapie noch viel zu wenig fruchtbar gemacht worden sind. Die Integrative Therapie hat diesen, im therapeutischen Wirkfaktor „Schaffen von Sinnbezügen“ eingeschlossenen Faktor stets in der „narrativen Praxis“ bewußt in therapeutischen Zusammenhängen eingesetzt. Psychotherapie wird damit zu einer privilegierten Profession – trotz aller Mühe, die das Wissen, das Erfahren, das Durchtragenmüssen auch immer wieder mit sich bringen –, denn Psychotherapeuten haben die Chance, durch die Vielzahl sinnsuchender und sinnstiftender Gespräche im besonderen Maße zu „Erfahrenen“ zu werden, deren Schatz an Lebenserfahrung und an „*clinical wisdom*“ beständig mit jeder neuen therapeutischen Begegnung und Beziehung wachsen kann, sofern nicht – wie dies zuweilen bei Positionen, die umfassende Geltungsansprüche der Explikation vertreten, der Fall ist – Dogmatismus und Hybris den Blick versperren und nicht gesehen werden kann, wieviel an Lebensklugheit, Erfahrung, ja Weisheit unsere Patienten mitbringen.

Zusammenfassung: Zeit, Zeitqualitäten, Identitätsarbeit und biographische Narration - Chronosophische Überlegungen

Dieses zeittheoretische Kapitel aus „Integrative Therapie“ (Petzold 1993a/2007a) gibt unsere Konzepte zur **Zeit** als umfassende, **komplexe integrative Zeittheorie** wieder. Sie inkludiert strukturell *Vergangenheit*, *Gegenwart* und *Zukunft* als Perspektiven, aber auch als „perichoretische“, sich durchdringende Zeit. Sie umfasst durch die zerebralen Fähigkeiten der *Memoration* von Ereignissen der *Vergangenheit*, durch *Zentrierung* auf das Fließen der *Gegenwart* und durch das Generieren prospektiver *Zukunftsvisionen* aus *antizipatorischer Kompetenz*, die „ganze Zeit“. Sie machen auf dem Hintergrund der persönlichen biographischen Geschichte (Orth, Petzold 2008), Planen, Zukunftsentwürfe auf der persönlichen (Petzold 1979f), aber auch professionellen Ebene (Petzold 1998i, 2005r, 2012d), ja in gesellschaftlichen Bereichen möglich (Petzold 2014u) und bietet Chancen für „**proaktives Handeln**“ (Petzold, Müller 2005b). Kernannahmen dieser integrativen Theorie sind „Leibzeit“ (Petzold 1981h), „erzählte Zeit“ (Ricoeur 1983; Petzold 2003g) im Kontext von „Zeitgeist“ (Petzold 2016f; Petzold, Orth, Sieper 2014) und „Geschichte“ (Schuch 2014). Die Zeit „zu kurz zu betrachten“ führt in große Probleme (Petzold 1979). **Zeit** als Kontext/Kontinuum, Chronotopos (Bachtin 2008) spielt in allen Therapieprozessen als Prozessen der lebenslangen Entwicklung (Petzold 1999b; Sieper 2007b) eine kardinale Rolle (Orth, Petzold 2008/2017). Deshalb durchdringt das Zeitthema die Integrative Therapie in all ihren Bereichen. Nur wenn Zeit in wachsender persönlicher Souveränität (Petzold, Orth 2014) richtig genutzt wird, kann eine kokreative Gestaltung des „Lebenskunstwerks“ (Foucault 2008; Petzold 1999q) gelingen.

Schlüsselwörter: Zeittheorie, Narration, Identitätsarbeit, Chronosophie, Integrative Therapie

Summary: Time, Time Qualities, Identity Work, and Biographical Narration – Chronosophical Considerations

This chapter on time theory from „Integrative Therapie“ (Petzold 1993a/2007a) is presenting our concepts of time as an encompassing, complexe, **integrative theory of time**, which is structurally including *past*, *present* and *future* as perspectives but also as „perichoretic“, compenetrating time. Operating through the cerebral capacity of *memorizing* the *past*, centering on the *flowing present*, and generating prospective visions for the future by anticipatoric competence it is comprising the „totaliy of time“. On the background of the personal biographical history (Orth, Petzold 2008) planning, outlines for the future on the personal (Petzold 1979f), but also on the professional level (Petzold 1998i, 2005r, 2012d) and even on the societal plane (Petzold 2014u) are possible. Core assumptions of this integrative theory are „Leibzeit“ (body time Petzold 1981h) and „narrated time“ (Ricoeur 1983; Petzold) within the context of „Zeitgeist“ (Petzold 2016f; Petzold, Orth, Sieper 2014) and „History“ (Schuch 2014). It is highly problematic to consider “the time too short” (Petzold 1979). In all therapeutic processes, which are part of lifelong development (Petzold 1999b, Sieper 2007b) **time** as context/continuum, chronotopos (Bachtin 2008) is of outmost importance (Orth, Petzold 2008/2017). This is why the topic of time is permeating all areas of Integrative Therapy. Only when time is properly used with growing personal sovereignty (Petzold, Orth 2014) the co-creative realisation of „life as a piece of art“ can be mastered (Foucault 2008; Jung 2004; Petzold 1999q;).

Keywords: Theory of Time, Narration, Identity Work, Chronosophy, Integrative Therapy

Literatur zum Thema Zeit in der Integrativen Therapie:

Bachtin, M. (2008): Chronotopos. Frankfurt: Suhrkamp.

Foucault, M. (2007): Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst. Frankfurt: Suhrkamp.

Jung, M. (2004): Montaigne: das Leben als Meisterstück, Lahnstein: emu-Verlag.

Orth I., Petzold H.G. (2008): Leib, Sprache, Geschichte. Über die Poiesis integrativer und kreativer Psychotherapie - Zur Heilkraft von „Poesietherapie“ und „kreativen Medien“. *Integrative Therapie* 1, 99-132. <http://www.fpi-publikation.de/artikel/textarchiv-h-g-petzold-et-al-/orth-i-petzold-h-g-2008-leib-sprache-geschichte-in-einer-integrativen-und-kreativen.html>; erw. in: *Petzold, H. G., Leiser, B., Klemmner, E.* (2017): Wenn Sprache heilt. Handbuch für Poesie- und Bibliothherapie, Biographiearbeit, Kreatives Schreiben. Festschrift für Ilse Orth. Bielefeld: Aistheis. S. 95 -129.

Petzold, H.G.(1979f): Die Technik der Zukunftsprojektion - Zur Zeitstrukturierung im Psychodrama. In: *Petzold, H. G.* (1979k): Psychodrama-Therapie. Theorie, Methoden, Anwendung in der Arbeit mit alten Menschen. "Beihefte zur Integrativen Therapie" 3, Paderborn: Junfermann, S. 198-250.

Petzold, H.G.(1979n): Die Zeit zu kurz betrachtet. *Integrative Therapie* 4, 331-332

Petzold, H.G.(1981e): Das Hier-und-Jetzt-Prinzip in der psychologischen Gruppenarbeit. In: *C. Bachmann*, Kritik der Gruppendynamik, Fischer, Frankfurt 1981, S. 214-299.

Petzold, H.G.(1981h): Leibzeit. *Integrative Therapie* 2/3, S. 167-178; auch in: *Kemper, D., Wulf, Ch.*, Die Wiederkehr des Körpers, Suhrkamp, Frankfurt 1982, 68-81. <http://www.fpi-publikation.de/polyloge/alle-ausgaben/20-2012-petzold-hilarion-g-1981h-leibzeit.html>

Petzold, H.G.(1986g): Zeit und Psychotherapie. *Integrative Therapie* 3, 155-162. <http://www.fpi-publikation.de/artikel/textarchiv-h-g-petzold-et-al-/hilarion-g-petzold-1986g-editorial-zeit-und-psychotherapie.html>

Petzold, H.G. (1991o): Zeit, Zeitqualitäten, Identitätsarbeit und biographische Narration - Chronosophische Überlegungen, *Integrative Therapie*, Paderborn: Junfermann, Bd. II, 1 (1991a) S. 333-395; (2003a) S. 299 - 340. *POLYLOGE* Jg. 2018.

Petzold, H.G. (1998i): "Psychotherapie der Zukunft", Abschlußvortrag gehalten auf dem 4. Deutschen Psychologentag, Würzburg 5.10.1998. Düsseldorf: Fritz Perls Institut. Erw. Veröffentlichung als (1999p). <http://www.fpi-publikation.de/images/stories/downloads/textarchiv-petzold/petzold-1999p-psychotherapie-der-zukunft-reflexionen-zur-zukunft-und-kultur.pdf>

Petzold, H.G. (1999b): Psychotherapie in der Lebensspanne. *Gestalt* (Schweiz) 34, 43-46. Textarchiv 1999; <http://www.fpi-publikation.de/images/stories/downloads/polyloge/petzold-1999b-psychotherapie-in-der-lebensspanne-polyloge-23-2016.pdf>

Petzold, H.G. (1999i): Body Narratives. *Integrative Bewegungstherapie* 1-2/1999, 4-30.

<http://www.dgib.net/?x=zeitschrift&y=online-archiv#a1994> ;
file:///C:/Users/HP/Downloads/petzold_body.pdf

Petzold, H.G. (1999q): Das Selbst als Künstler und Kunstwerk - Rezeptive Kunsttherapie und die heilende Kraft „ästhetischer Erfahrung“. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI/EAG. Und in: *Kunst & Therapie* 1-2/1999, 105-145, *Integrative Therapie* 3/2004, 267-299; auch in: Düsseldorf/Hückeswagen. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.fpi-publikationen.de/materialien.htm) - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 07/2001. <http://www.fpi-publikation.de/downloads/download-polyloge/download-1999q-update-2006-07-2002-petzold-h-g.html>

Petzold, H.G. (1999s): Body Narratives – die Bedeutung von traumatischen Vergangenheitserfahrungen für die persönliche Zukunft. Tonträger. Müllheim: Auditorium-Netzwerk.

Petzold, H.G. (2003g): Lebensgeschichten erzählen. Biographiearbeit, narrative Therapie, Identität. Paderborn: Junfermann

Petzold, H.G. (2005r/2010): Entwicklungen in der Integrativen Therapie als „biopsychosoziales“ Modell und „Arbeit am Menschlichen“. Überlegungen zu Hintergründen und proaktiven Perspektiven. *Integrative Therapie 40 Jahre in „transversaler Suche“ auf dem Wege*. Krems, Zentrum für psychosoziale Medizin. Hückeswagen: Europäische Akademie für Psychosoziale Gesundheit. [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.fpi-publikationen.de/materialien.htm) - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 04/2010. <http://www.fpi-publikation.de/downloads/download-polyloge/download-nr-04-2010-petzold-h-g-2005r.html>

Petzold, H. G.(2012d): Die Psychotherapie der Zukunft, Netzwerke oder Neurobabble, ein Interview mit Heiko Ernst, *Psychologie Heute*. June 2012, 60-65. Textarchiv *Hilarion Petzold* Jg. 2012. <http://www.fpi-publikation.de/images/stories/downloads/textarchiv-petzold/petzold-2012-zukunft-psychotherapie-und-psychotherapie-der-zukunft-interview.pdf>

Petzold, H.G. (2014u): Jugend hat ein „Recht auf Zukunft“. Referat europatriates – Kongress gegen Jugendarbeitslosigkeit vom 23. bis 25. Juni 2014 in Saarbrücken. In: Hartz, P., Petzold, H. G. (2015): *Gegen Jugendarbeitslosigkeit Innovative Ideen, Modelle, Strategien*. Bielefeld: Aisthesis. Auch in *Polyloge* <http://www.fpi-publikation.de/images/stories/downloads/polyloge/petzold-2014u-jugend-hat-ein-recht-auf-zukunft-polyloge-15-2015.pdf> ; <http://www.europatriates.eu/index.php/home-de-de/20-kategorie-de-de/programm-2014-de/referenten-2014-de/57-prof-dr-mult-hilarion-g-petzold>

Petzold, H. G., (2016l): Zeitgeist und kollektive Beunruhigung als Krankheitsursache – therapeutische Arbeit mit Atmosphären und Zeitgeisteinflüssen, *POLYLOGE* Jg. 2016, <http://www.fpi-publikation.de/images/stories/downloads/polyloge/petzold-2016l-1989f-zeitgeist-kollektive-beunruhigung-krankheitsursachen-sozialisationsklima-polyl-30-2016.pdf>

Petzold, H.G. (2017j/1958/1989): Die "Brille von vorgestern" – Vergangenheitsprojektion, Zeitreisen in der Erinnerungs- und Antizipationsarbeit in der Integrativen Therapie (1989d) und „Das Käuzchen vom Lambertusturm“ (1958ii). *Heilkraft der Sprache* 4/2017: <http://www.fpi-publikation.de/images/stories/downloads/HeilkraftSprache/petzold-1989d-1958ii-vergangenheitsprojektion-antizipationsarbeit-kaeuzchen-heilraft-sprache-04-2017.pdf>

Petzold, H.G., Müller, L. (2005b): Proaktives Handeln für das Alter „über die Lebensspanne hin“ – ein Paradigmenwechsel von der Vergangenheits- zur Zukunftsorientierung in Supervision und Therapie wird erforderlich. In: Petzold, H.G., Müller, L. (2005a): Supervision in der Altenarbeit, Pflege, Gerontotherapie: Brisante Themen – Konzepte – Praxis, Integrative Perspektiven. Paderborn: Junfermann und in *Polyloge* Jg. 2018.

Petzold, H. G., Orth, I. (2014): Wege zum „Inneren Ort persönlicher Souveränität“ - "Fundierte Kollegialität" in Beratung, Coaching, Supervision und Therapie. In: www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm. Supervision: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift – Jg. 2014. <http://www.fpi-publikation.de/supervision/alle-ausgaben/06-2014-petzold-h-g-orth-i-1998-2014-wege-zum-inneren-ort-persoenlicher-souveraenitaet.html>

Ricœur, P. (1983): Temps et récit. Vol. I; (1984) Vol. II: La configuration dans le récit de fiction; (1985) Vol. III: Le temps raconté. Paris, Gallimard [dt.: (1988) Zeit und Erzählung. Band I: Zeit und historische Erzählung; (1989): Zeit und Erzählung. Band II: Zeit und literarische Erzählung; (1991): Zeit und Erzählung. Band III: Die erzählte Zeit. München-Freiburg, Wilhelm Fink]

Schuch, H.-W. (2014a): Kann das Gehirn denken? Essays. Wien: Krammer.

Schuch, H.-W. (2014b): GESCHICHTE UND PSYCHOTHERAPIE CHRONOSOPHISCHE UND DISKURSANALYTISCHE VORÜBERLEGUNGEN ZUR GESCHICHTE UND MYTHOLOGIE DER PSYCHOTHERAPIE AUS INTEGRATIVER PERSPEKTIVE. In: Schuch 2014a und <http://www.hans-waldemar-schuch.de/>

Schuch, H.-W. (o. J.): ZEITKONZEPTE IN DER PSYCHOTHERAPIE, <http://www.hans-waldemar-schuch.de/>

Sieper, J. (2007b/2011): Integrative Therapie als „Life Span Developmental Therapy“ und „klinische Entwicklungspsychologie der Bezogenheit“ mit Säuglingen, Kindern, Adoleszenten, Erwachsenen und alten Menschen, *Gestalt & Integration*, Teil I 60, 14-21, Teil II 61 (2008) 11-21. Update 2011, in: . [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.fpi-publikation.de/materialien.htm) - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit – 5/2011 <http://www.fpi-publikation.de/downloads/download-polyloge/download-nr-05-2011-sieper-johanna.html>